



Geschichten aus dem Emsland

Ick hav wat to vertellen



Eine Erkenntnis schon einmal vorab: Es gibt im Emsland ganz viele Menschen, die aus ihrem Umfeld und ihrem Leben erzählen möchten! Hier lohnt es sich unbedingt, Möglichkeiten für Begegnung und Kommunikation zu schaffen und Gesprächskreise zu unterstützen.

Die Projektidee „Erzählcafé“ ist als mögliche Maßnahme im Werkstattplan des Landkreises Emsland beim Modellprojekt „Demografiewerkstatt Kommunen“ beim Handlungsfeld „Gemeinschaft im Emsland“ entwickelt worden.

Die Projektpartner verständigten sich darauf, dass eine mögliche Projektumsetzung in zwei Schritten erfolgen könne. In einer ersten Phase sollte erprobt werden, ob es entsprechend der grundsätzlichen Projektidee tatsächlich ausreichend spannende Geschichten aus dem Emsland zu entdecken gibt. Es sollten möglichst 25 Geschichten gesammelt werden (teilweise in plattdeutscher Sprache). Bei den „Geschichtenerzählern“ ging es nicht darum, bereits bekannte Persönlichkeiten zu interviewen. Vielmehr sollen Personen zu Gehör kommen, deren Geschichten sonst kaum eine Chance hätten, bekannt zu werden. Die Veröffentlichung der Geschichten war von Anfang an ein anvisiertes Ziel.

Mit dem erhofften positiven Ergebnis der ersten Projektphase sollen dann in der zweiten Phase gezielt Heimatvereine als Standorte für „Erzählcafé“ ausfindig gemacht werden. Ebenso sollen Interessierte ausfindig gemacht werden, die als mögliche Moderatoren dieser „Erzählcafé“ (in plattdeutscher Sprache) tätig werden können. Hierzu soll eine entsprechende Qualifizierung organisiert werden.

Mit einem Presseaufruf wurde dafür geworben, zu Themen Kindheit, Schule, Arbeit, Feste / Bräuche, Vereinsleben oder Heimatorte (Lieblingsorte aber auch Geschichten darüber, wie jemand im Emsland heimisch wurde).

Das jetzige Zwischenergebnis mit den in dieser Broschüre zusammengefassten Geschichten aus dem ganzen Emsland macht deutlich, dass es in der Tat viel zu erzählen gibt. Mehrere Beteiligte haben außerdem schon ihr Interesse bekundet, sich in der zweiten Projektphase als Moderatoren für Erzählcafés oder Klönggruppen qualifiziert zu wollen. So kann durch dieses Projekt noch weitaus mehr entstehen und insgesamt die Kommunikation vor Ort maßgeblich unterstützt und erweitert werden. Ich möchte diese Projektidee speziell unseren Heimatvereinen besonders ans Herz legen.

Die Geschichten sind „kunterbunt“. Eine systematische Strukturierung nach Themen erscheint möglich, ist aber schwierig. Deshalb haben sich die Projektverantwortlichen dazu entschieden, die Geschichten nach dem jeweiligen Handlungsort darzustellen. Dadurch wird dann noch einmal die Botschaft bestärkt, dass es überall im Emsland lohnenswerte Geschichten gibt.

Möglich wird diese Aktion durch die Unterstützung des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend und der Deutschen Fernsehlotterie im Rahmen des Modellprojektes Demografiewerkstatt Kommunen. Darüber hinaus gilt mein besonderer Dank den „Geschichtenerzählern“, deren Erinnerungen und Berichte im Mittelpunkt dieser Broschüre stehen.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern viel Freude mit den Geschichten aus der Heimat. Lassen Sie sich darüber hinaus gerne von der Projektidee inspirieren.

Ihr Landrat
Marc-André Burgdorf

Berichte aus Beesten:

Hedwig Spieker, Jahrgang 1948

Miene Kindhet an de Bahnstrecke Beesten – Spelle – Genua

So wött de Bahnlinie nöhm de von Rheine noh Quakenbrück göng. Ik wüsste as Kind gor nich woor Genua lag, et was eenfach wiet weg van use Hus. Man moßde mit'n Zug föhrn wenn man noh Rheine of noh Osnabrück woll.

Bi us in'n Huse richte sik de Tied mehr nooh de Züge as nooh de Klokke de inne Köcke höng. De Züge wöarn immer pünktlich, doa was Verloot up. Um half söben föhrde de Zug in Richtung Spelle. Wi Kinner mossen dann upstohn dat wi noh de Schoole kömmen und wenn de lange Güterzug weg was dann mossen wi us up den Schoolweg maaken.

In't 1. Schooljoahr hebb ick mi wunnert dat man dat Hupen von de Züge in'n Dörpe hörn kann. Ik wüsste dann ock: Wenn de Meddagzug hupt, dann gäh`t weer noh Hus.

An de Bahnstrecke göng von Beesten bit Freren en Radweg langes. De jungen Lüde ut use Noberschup föhrden mit Rad an de Bahn langes, dann wörn se drok up'n Bahnhof und konnen von dor mit'n Zug noh Spelle, Rheine oder Freren för de Arbeit oder Schoole föhren.

Um sess Uhr obends wenn de roode Triebwagen in Richtung Freren föhrde, dann mossen wie de Keuhe haalen too't Melken. Inne Ermetied of bie't Erpel sammeln kann wie dat Hupen von den Zug gor nich affwochten – dann was nämlich boolde Fierobend för us Kinner.

So göng dat Dagwerk mit denn Fahrplan vanne Bahn, de immer pünktlich wör, dör use Leven. De leste Zug, de Eilzug, föhrde obends um teihn Uhr.

Sönn dags tröffen sick de jungen Lüde inne Wirtschaft upen Bahnhof un löten den lesten Zug afförn.

De Züge wörn för mi groote, schwatte Ungetüme met vull Damp und Führ, de immer föhrden. De kann kien Boom off Schnee upholen. De schwatten Ungetüme wörn stark.

See spöttertern Führ und setten dann dee Böschung in'n Brand. Mien Papa heff manchen Brand mit de Schuppe utmakt. Besünners schlimm was et in den heeten Sommer 1959. Wenn de langen mit Erz beladenen Güterzüge föhrden, dann klirrden de Fensterschieben in use Huus. Laater was de Bahnstrecke för de Kaserne in Fürstenau wichtig. Züge mit Soldaten und Panzer de in't Manöver mossden nutzen die Bahnstrecke. Wie Kinner bünt manges noh de Bahn henloopen und hebbt ute Nögte de Panzer und Autos bekeeken.

De Zug was ock Heimat för mi. He brachte mi und miene Süster immer noh Huus hen as wi in Osnabrück inne Schoole oder in Cloppenburg wassen.

Sogar mien Mann, de ut Winkum bi Lönningen kump, kann an stille, kloare Winterdage de Rheiner Bahn hören.

Vandage giff et de Bahnstrecke nich mehr. De Natur heff se weer in Beschlag nommen und et föhrt kiene Züge mehr, ik leewe awer immer noch an „miene Bahn“.



Josef Garmann, Jahrgang 1924

Der älteste Teilnehmer an dem Erzählprojekt ist Josef Garmann. 1924 in Beesten geboren blickt er auf beinahe ein komplettes Jahrhundert zurück. Er hat das Dorfleben in Beesten aktiv mitgestaltet und trägt viele Erinnerungen mit sich. Diese Erinnerungen trägt er aber nicht nur in seinem Kopf, sondern er ist ein fleißiger Chronist. Fünf Bücher hat er bereits verfasst bzw. mitherausgegeben, am sechsten arbeitet er derzeit. Aus der Fülle der Erlebnisse erzählt er an dieser Stelle die Ära der Beestener Freilichtbühne.

Die Beestener Freilichtbühne

1950 ist die örtliche Kolpingsfamilie in Beesten gegründet worden. Diese suchte eine sinnvolle Betätigung. Nach einem Besuch des biblischen Dramas „Der verlorene Sohn“ auf der Freilichtbühne Ahmsen kam die Idee auf, eine eigene Freilichtbühne in Beesten zu errichten, denn dieses Stück war ebenfalls bereits 1948 in der Gaststätte Beckmann von Beestenern aufgeführt worden. „Das können wir in Beesten auch mal versuchen“, war unser damaliger Gedanke.

Gesagt, getan. Zunächst einmal haben wir uns gemeinsam mehrere andere Freilichtbühnen in der Umgebung angesehen, wie beispielsweise die in Tecklenburg. Bei der Suche nach einem Ort stellte sich der Heetberg, eine am Rand von Beesten gelegene und von Tannen umgebene Anhöhe als gut geeignet für unser Vorhaben heraus. Heetberg müsste eigentlich Hädberg heißen, denn Häd bedeutet Heide; Heetberg bedeutet dementsprechend Heideberg.

Wir entschieden uns für das Stück „Donars Tod“. In dieser germanischen Legende ging es

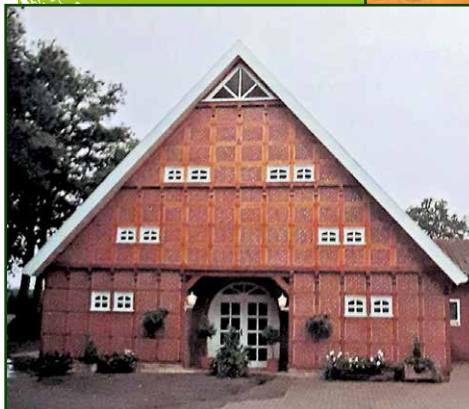
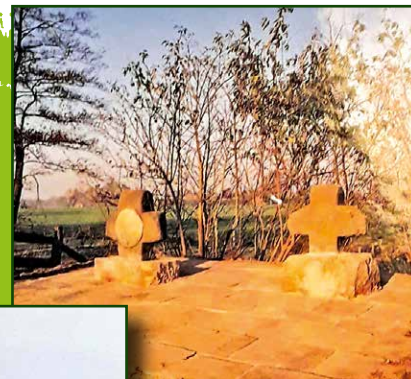
um den heiligen Bonifatius, der eine Eiche fällte, um die Ohnmacht der altgermanischen Götter zu beweisen. Für das Stück war also eine sehr große Eiche notwendig. Ein Bauer stiftete ein solches Exemplar. Nun ergab sich das Problem, dass die Eiche, die im Stück gefällt wurde, bei der nächsten Aufführung ja wieder stehen musste. Dieses lösten wir, indem wir die bereits vorher gefällte Eiche mit einem Bolzen und einem Gelenk versahen und Nylonfäden am Stamm befestigten, um die Eiche hin- und herbewegen zu können. Wenn die Eiche „gefällt“ werden musste, wurde der Bolzen aus dem Gelenk gezogen und die Eiche an den Nylonfäden in eine Richtung gelenkt. Wir hatten viele handwerklich geschickte Leute in der Truppe. Die Zuschauer quittierten die „Fällung“ stets mit einem verblüfften „Aaaaah“. Die Eiche war so mächtig, dass mehr als sechs Leute nötig waren, um sie wieder hochzuziehen. Beim Wiederaufrichten waren die Zuschauer freilich nicht anwesend.

Bei den Aufführungen hatten wir wirklich einen erstaunlichen Zulauf. Wir haben uns aber auch alle Mühe gegeben. Sogar Pferd und Wagen und einmal eine komplette Blaskapelle hatten wir auf der Bühne. Insgesamt haben wir sechs Stücke aufgeführt und jedes davon fünf Mal. D.h., wir haben insgesamt 30 Aufführungen gehabt. Die Waldbühne Beesten bestand von 1950 bis 1957, in zwei Jahren hatten wir keine Aufführung. Erstaunlicherweise war nicht eine einzige der Aufführungen verregnet, bis auf die letzte ganz am Schluss. Und das war auch ein Glück, denn wo hätten die Zuschauer auch hingessollt? Die Zuschauerplätze waren nicht überdacht.

Nach dem letzten Kassensturz hatten wir noch 12,54 DM, die von dem ganzen Unterfangen übrig geblieben waren. Das war insofern hoch-

riskant. Mir ist das zusehends an die Nerven gegangen, vor allem auch, was das Wetter betraf. Auch gab es eine Aufforderung vom Landkreis, Toiletten aufzustellen. Wir hatten nicht an eine baupolizeiliche Genehmigung gedacht. 1954 haben unsere Spieler, wenn sie nicht gerade dran waren, hinter der Bühne „Das Wunder von Bern“ mit dem Ohr am Radio verfolgt. Auch das hat dem Regisseur viele Nerven gekostet.

Vor den Proben galt es, die Haupt- und Nebenrollen zu verteilen. Erstaunlicherweise gab es hierbei keine großen Konflikte, auch wenn sich manch einer eine größere oder vielleicht auch lieber kleinere Rolle gewünscht hätte. Ich habe selber Rollen übernommen, aber auch Regie geführt. Und manches Mal bin ich auch mal explodiert, muss ich gestehen. Aber insgesamt würde ich die Waldbühne Beesten als gute ehrenamtliche Unternehmung bezeichnen. Alles wurde ehrenamtlich und unentgeltlich geleistet, auch der Bühnenbau oder die Arbeit des Regisseurs. Die Zeit der Waldbühne Beesten endete, da der Elan der ersten Jahre nicht blieb und die finanziellen Perspektiven nicht reichten. Heute lebt von den damaligen Akteuren leider kaum noch jemand, und auch der Platz auf dem Heetberg zeigt keinerlei Spuren mehr aus dieser Zeit. Es existiert aber ein Film, den eine Firma aus Ochtrup über die Waldbühne gedreht hat.



Ursula Niemöller, Jahrgang 1925



Ursula Niemöller ist im Jahr 1925 in Beesten geboren und aufgewachsen. Auch sie kann fast auf ein ganzes Jahrhundert zurückblicken, und insbesondere die frühen Jahre waren oft schwer. Bescheiden sei das Leben gewesen, geprägt von harter Arbeit auch schon für Kinder und von wenig Besitz. „Aber man war irgendwie zufriedener“, denkt sie heute. Wenn sie die heutige Gesundheitsversorgung mit den damaligen Möglichkeiten vergleicht, wird sie nachdenklich.

Gesundheit – zu jeder Zeit ein wichtiges Gut

Das Gesundheitswesen ist sicherlich ein Punkt, der sich im Laufe der Jahre enorm verbessert hat. Lebhaft kann ich mich noch daran erinnern, wie ich im Alter von zwölf Jahren in Lünne von einem Hund gebissen wurde. Tetanusimpfungen hatten wir damals noch keine. Mein Arm ist an der Bissstelle sehr angeschwollen, und die Hundebesitzer haben mir derart viel Schnaps auf den Arm gerieben, dass der Arzt später gesagt hat „das arme Mädchen“. In Lünne hatte zu der Zeit niemand ein Auto. Rein zufällig war aber ein junger Mann auf Verwandtenbesuch in der Nähe. Der hat mich zum Arzt gefahren. So weit so gut, aber dennoch faulte das Fleisch regelrecht ab an der infizierten Stelle, und so musste ich im Krankenhaus bleiben. Ich hatte furchtbares Heimweh.

Meine Mutter war Dorfhebamme und durfte als einzige auch während der Ausgangssperre, die nach dem Krieg verhängt worden war, noch auf die Straße. Weil meine Mutter häufig zu Geburten weg musste, war mein Vater sozusagen Hausmann; er hat oft gekocht. In der Hinsicht waren wir insofern ein fortschrittlicher Haushalt. Auch wir drei Kinder mussten viel mithelfen, beispielsweise das Vieh hüten oder Kartoffeln pflanzen.

Mein Vater war außerdem Beestener Bürgermeister. Er hat sich seinerzeit sehr für den Straßenbau in Beesten eingesetzt. Der Aufbau der Infrastruktur war für ihn eine Herzensangelegenheit. Vor allem die Sicherheit der Kinder war ihm sehr wichtig. Immer wieder hat er dem Lehrer Harlacher eingebläut, dass er auf die Kinder aufpassen soll. Und dann ist mein Vater selber auf der Straße verunglückt. Besonders traurig stimmt mich heute immer noch, dass mein Vater vielleicht überlebt hätte, wenn die medizinische Versorgung damals besser gewesen wäre. Im Krankenhaus war nichts vorbereitet, als wir ankamen.

Auch mein Mann Hugo hatte als Kriegsversehrter zeitlebens unter gesundheitlichen Problemen zu leiden. Nach unserer Hochzeit sind wir nach Schapen in eine ehemalige, umgebaute Schreinerei gezogen, in der ich heute noch lebe. Hugo hat auf dem Pütt, also im Bergwerk in Ibbenbüren, gearbeitet. Das war für ihn aufgrund seiner Kriegsverletzungen nicht leicht. Ich glaube, dass heute vieles im Gesundheitswesen viel besser und gerechter geregelt ist. Das ist für mich im Alter sehr beruhigend.

Bericht aus Lünne:

Bernd Hüsing, Jahrgang 1942

Es ist ein geschichtsträchtiger Ort, der sich mit rund 160 Hektar über weite Teile Lünnes, Lingen-Wesels bis nach Emsbüren-Moorlage und den Venneberg erstreckt. Die Rede ist vom Flugplatz Plantlünne, der 1928 zunächst als Nothaltepunkt von der Lufthansa eingerichtet wurde und später zum Militärflugplatz von den Nationalsozialisten ausgebaut worden ist. Fasziniert von der Geschichte dieses Ortes ist der Lünner Bernd Hüsing.

Flugplatz Plantlünne

„Ich bin 1942 in Varenrode geboren. Mein Onkel Gustav, gelernter Schuster, war damals als Sattler auf dem Flugplatz beschäftigt. Seine Aufgabe war es, die zerschossenen Ledersitze wieder zu flicken“, erklärt Hüsing seinen persönlichen Bezug zum Flugplatz. Im Laufe der Jahre hat sich der Lünner einen immensen Wissensschatz über Geschichte und Geschichten dieses Ortes angeeignet. „Ich kannte Professor Wilhelm Brachem recht gut. Er war der Sohn des Flugplatzwartes, und von ihm habe ich sehr viel über den Flugplatz gelernt.“ Eine Menge steht auch in der Lünner Chronik von 1990. Das Hüsing'sche Exemplar ist an den Seiten, die sich mit dem Flugplatz befassen, recht abgegriffen. „Ich nehme es ständig zur Hand“.

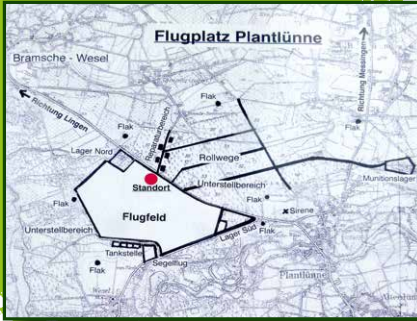
Zu sehen ist kaum noch etwas von den militärischen Anlagen. Ein alter Flakturm, in Besitz von Hermann Wilmes, ist das besterhaltene Relikt aus der Zeit zwischen 1933 und 1945. Hier befindet sich auch eines von nur zwei Schildern, die auf das riesige Gelände hinweisen.

Das andere Schild steht in der Nähe der ehemaligen Rollfelder. Hüsing kann zu jedem der Orte etwas erzählen. Etwa, an welchen Stellen Flugzeuge abgestürzt sind. Nicht alle Abstürze endeten tödlich. „Es gab eine Passagiermaschine von Holland, die wegen Eisregens nicht weiterfliegen konnte und die Landeerlaubnis für einen Nothalt erhielt. Bei der Landung ist lediglich der Propeller zerstört worden. Und dieser Propeller hing jahrelang in der Kneipe Lammers. Der Wirt hatte daraus eine Lampe gemacht, und darunter hab ich manchen Schnaps getrunken und manche Geschichte erzählt“, lacht Hüsing. Die Lampe bzw. der Propeller sei heute noch im Heimathaus zu bestaunen.

Freilich ist nicht jede Geschichte um den Flugplatz so glimpflich ausgefallen. Es kam zu Abstürzen und Abschüssen, zu Gefangennahmen von Soldaten. Der Krieg kam auch gerade durch den Flugplatz nach Lünne. Doch warum wurde ausgerechnet Lünne ein so wichtiger Stützpunkt für das Militär? Auch darauf weiß Bernd Hüsing die Antwort. „Als die Lufthansa 1926 begann, Passagierflüge durchzuführen, war es noch nicht so ohne Weiteres möglich, Nachtflüge zu unternehmen. Deshalb wurden in gewissen Abständen Drehlichtscheinwerfer installiert, die den Piloten die Flugrichtung auch im Dunkeln anzeigen sollte. Nun liegt Lünne genau auf der Linie zwischen Hannover-Langenhagen und Amsterdam-Schiphol, ebenso wie beispielsweise Klausheide oder Halverde. Lünne war allerdings zusätzlich die Abzweigung in Richtung Ruhrgebiet, so dass hier ein Knotenpunkt entstand. Daher kam Plantlünne, wie der Ort genau bezeichnet wird, eine besondere Bedeutung zu“.



Lieblingsort für Bernd Hüsing ist der ehemalige Flugplatz Plantlünne



Die Ausmaße des Flugplatzes lassen sich heute nur noch erahnen. Es gibt Reste einer Abwehranlage aus Beton, und Bernd Hüsing kann alte Bunkeranlagen zeigen, die „wohl seit 50 Jahren niemand mehr betreten hat“. Aus einer dieser Bunkeranlagen heraus wurde der Flugplatz mit Wasser versorgt. „Der Flugzeugtreibstoff allerdings wurde mit Tankwagen herangefahren“, weiß der Geschichtsinteressierte, der überzeugt ist, dass

unter der Erde noch immer die alten Tanks lagern. Er kann auch zeigen, wie der Treibstoff ins Emsland kam: Wenige Kilometer weiter ist der versandete Hafen Moorlage zu finden. Durch die Emsbürener Bauerschaft Moorlage führt der Dortmund-Ems-Kanal, und zwischen Hesselter und Venhauser Schleuse lässt sich durchaus noch ein altes Hafenbecken erkennen. „Heute holen sich Angler hier ihr Abendessen. Vor ein paar Jahren hat man wohl mal überlegt, den Hafen wieder auszuheben, was sich letztendlich aber als zu kostspielig erwiesen hat, sodass man davon abgesehen hat“, erinnert sich Hüsing.

Auf der anderen Seite der B70 liegt der Venneberg. Dort, wo heute Sondermüll entsorgt wird, befand sich früher eine Flugzeugwerft, und zwar unterirdisch. „Man hatte eine große Halle gebaut, die aus der Luft ziemlich gut zu sehen war. Allerdings war diese leer. Sie diente lediglich dazu, dass die feindlichen Flugzeuge ihre Bomben hier abwerfen sollten. Die eigentlichen Arbeiten fanden unter der Erde statt“, weiß der Flugplatzexperte zu berichten.

Traurige Berühmtheit hat das Bild Guernica von Pablo Picasso. Es stellt die Zerstörung der spa-

nischen Stadt Guernica durch den Luftangriff u.a. deutscher Sturzkampfflugzeuge (Stukas) dar. „In diesem Bild findet sich auch ein Flugzeug, und dieses trägt die Nummer von Plantlünne“.

All dieses und noch vieles mehr weiß der Rentner über den Einsatzflughafen Plantlünne zu berichten. „Neulich habe ich eine Führung für Jugendliche über das Gelände gemacht. Die waren total von den Socken; die wissen all das ja gar nicht mehr“. Allerdings sind derartige Führungen die Ausnahme, eher eine private Gefälligkeit. Es gibt kein reguläres Angebot, in einer persönlichen Führung das geschichtsträchtige Gelände zu erkunden. Noch nicht? Es wäre sicherlich lohnenswert, zu erfahren, wieso es zwei Affen mit den Namen Churchill und Lotti auf dem Flugplatz gegeben hat oder wieso ein berüchtigter britischer Flieger in der Küche gefangen gehalten worden ist. Bernd Hüsing könnte einiges dazu erzählen.



Buchtipp zu Lünne:
Bilder aus der Geschichte
eines alten Kirchspieldorfes, 1990

Berichte aus Spelle:

Margret Thale, Jahrgang 1929

Besondere Erinnerungen an die Kirmes in Varenrode hat Margret Thale. Sie erzählt, wie sie es wenige Jahre nach dem Krieg als jungverheiratete Frau erlebt hat:

Kirmes in Varenrode

Immer, wenn Kirmes war, kamen viele Verwandte mit Pferdewagen oder auf dem Fahrrad zu uns nach Hause. Ich hatte eingeheiratet, wie man so schön sagt, das heißt, ich wohnte mit meinem Mann bei meinen Schwiegereltern. Die Verwandten meines Mannes kamen mit ihren Familien zum Mittagessen und zum Kaffee in unser Haus. Vom Viehhändler Rauen bekamen wir Rindfleisch, davon wurde Suppe gekocht. Außerdem wurde Suppenfleisch mit Zwiebelsoße, Braten mit Kartoffeln und Soße, Salat und zum Nachtisch Pudding aus gebranntem Zucker (also Karamellpudding) serviert. Bereits am Samstag wurde mit dem Kochen und Backen angefangen, damit auch alles rechtzeitig fertig wurde. In den Tagen vorher wurde das Haus gründlichst geputzt und der Garten ordentlich gemacht.

Am Kirmessonntag trudelten alle nach und nach ein. Man unterhielt sich und aß zusammen zu Mittag. Danach spülten die Frauen und Mädchen das Geschirr und machten die Küche sauber. Die Männer unterhielten sich weiter oder spielten Karten. Am Nachmittag gab es dann Kaffee und Kuchen mit Buttercreme. Anschließend gingen wir alle gemeinsam auf die Kirmes.

Dort gab es eine Schießbude, ein Kettenkarussell, das von einem Pferd angetrieben wurde und eine Schifferschaukel. Würstchenbuden gab es noch nicht, aber einen Bierstand gab es auch damals schon. Die Fahrt mit dem Karussell kostete einige Pfennige, das war für uns eine Menge Geld. Die Jugend und die jungen Erwachsenen blieben zum Tanz. Musiker aus der Umgebung spielten auf der Mundharmonika, dem Trecksack (so nennt man auf Plattdeutsch eine Ziehharmonika) und auf Blasinstrumenten zum Tanz.

Fahrräder konnte man damals noch abstellen, ohne sie abzuschließen. Es kam nichts weg. In meinem Heimatort Varenrode wurde zur Kirmes immer ein Weggen von den Heitelem (Leute aus dem Nachbarort Heitel) gebracht, und diese blieben dann und feierten mit.



Herbert Schweer, Jahrgang 1948

Kirchgang in Spelle - „Wi mött loss, Pastor wochtet nich“



Vater war Organist
in Spelle -
Erinnerungen aus
der Kindheit

Fast an jedem Sonntagvormittag, etwa um 09:30 Uhr, hörten wir Kinder den Spruch unseres Vaters, Anton Schweer. Das Hochamt begann in der alten Pfarrkirche auf dem Brink um 10 Uhr. Wilhelm Thye war Pfarrer der kleinen Pfarrgemeinde, die St. Johannes Kirche wurde später abgerissen.

Mein Vater erzählte, dass Pfarrer Thye ihn bereits als Schüler gefragt hatte, ob er nicht Organist werden wolle. Die Lehrer, die üblicherweise die Orgel spielten, waren zum Kriegsdienst eingezogen worden. Einige fühlten sich auch

mehr dem „Zeitgeist“ verpflichtet. Im Jahre 1940 durfte er dann mit 15 Jahren erstmalig die Orgel während einer Andacht spielen. Mit nur 17 Jahren wurde er noch als Soldat eingezogen. Bis zu seinem Tod im Jahre 1994 war unser Vater 54 Jahre lang im Nebenberuf Organist. Hauptberuflich arbeitete er als Maurer beim Bauunternehmer Lühn in Varenrode. Nachdem Lühn das Baugeschäft aufgab, war er bis zur Rente noch einige Jahre bei Firma Göcking in Schapen tätig. Später bekam er als Organist Unterstützung durch Lehrer i.R. Franz Volkmer, der als Vertriebener nach Spelle kam, und Franz Breuckmann, langjähriger Vorsitzender des St. Johannes Schützenvereins. Vater besaß kein Auto und musste daher mit dem Fahrrad, später mit dem „NSU/Puch“ Moped

zur Kirche fahren. Ein kleines Harmonium in unserem Wohnzimmer diente ihm zum Anspielen einiger Lieder. Unsere ganze Familie „orgelte“ mit. Der Orgeldienst hatte stets Vorrang. Für Hochzeiten und Beerdigungen unterbrach er am Vormittag die Arbeit an der Baustelle. Es hieß dann: Nach Hause fahren, umziehen, orgelspielen, umziehen und Rückfahrt zur Baustelle. Sicherlich nicht immer zur Freude seines Chefs. Bedingt durch viele Fehlzeiten fiel seine Rente auch nicht gerade „üppig“ aus. Sonntägliche Besuche von Verwandten am Nachmittag waren nur möglich, wenn die Andacht ausfiel.

Auf einem kleinen Bauernhof aufgewachsen, kann ich mich noch gerade daran erinnern, dass wir früher mit der Kutsche zur Kirche fuhren. Das Pferd wurde beim Gasthof Segers angebunden. Im Turmbereich der Kirche führte eine steinerne Wendeltreppe zum Orgelboden und weiter zu den Glocken. Da ein Elektroantrieb fehlte, wurden die Glocken von den Messdienern und dem Küster Brüggemann per Seil geläutet. Durch das Gewicht der Glocken wurden die Messdiener in die Höhe gezogen. Das Hochamt war meist gut besucht, die Gläubigen standen teilweise vor dem Eingangportal. Einige Männer nutzten auch die Zeit der Predigt, um im gegenüber liegenden Gasthof Frankmölle ein Bier zu trinken. Traditionell saßen die Frauen links und die Männer rechts. Im hinteren rechten Teil waren die „bezahlten“ Sitzplätze, markiert durch ein Messingschild. Manche ältere Person musste aufstehen, weil der honorige Platzbesitzer mit dem Glockenschlag kam und auf sein Sitzrecht pochte. Im rechten hinteren Bereich befand sich der Beichtstuhl. Vorn befanden sich die Kinderbänke ohne Rückenlehne. Ein Blickfang war die Kanzel mit den Figuren der vier Evangelisten.

Die historische Kanzel hatte man aus dem benachbarten Ort Hopsten geholt. Nach dem Abriss der Kirche forderten die Hopstener ihre Kanzel zurück, da man mittlerweile erfahren hatte, dass auf dieser Kanzel schon der bekannte Mainzer Bischof Ketteler gepredigt hatte. Bischof Ketteler war früher Pfarrer von Hopsten. An der linken vorderen Seite befand sich der Marienaltar. Rechts hinter der Kanzel war der Eingang zur Sakristei. Der Hauptaltar hatte seinen Platz an der Stirnseite, Richtung Osten. Eine lange, hölzerne Kommunionbank schloss den um eine Stufe erhöhten Altarbereich im vorderen Teil ab. Schlanke, bunt verglaste Fenster mit Heiligen Motiven im gotischen Stil gaben der sonst schlichten Kirche eine besondere Würde. Die um 1870 erbaute St. Johannes Pfarrkirche im neugotischen Stil mit einem spitzen Turm hatte etwa 350 Sitzplätze. Die kleine Kirche in Klinkerbauweise, mit einem Holzdach versehen, stand etwa 100 Jahre lang und war das Wahrzeichen meiner Heimat Spelle. Ein Modell der historischen Kirche befindet sich im Gebäude der „Alten Feuerwehr“ auf dem Wöhlehof. Diese Nachbildung entstand anlässlich der „1100 Jahr Feier“ im Jahre 1990.

Nach dem Gottesdienst ging unsere Familie zum Gasthof Segers, während unser Vater durch die linke Tür ins Gasthaus ging, führte die rechte Tür zum Lebensmittelladen. Es war üblich, dass viele Hausfrauen nach der Messe bei Segers einkaufeten.

Weitere Besonderheiten – etwa 1950 - 1960

In bestimmten Abständen stellten sich Gemeindedirektor Wilhelm Theissing und Bürgermeister Georg Uphaus nach dem Gottesdienst in die Mitte des Kirchplatzes und verkündeten dort neue Informationen der politischen Ge-

meinde für die Bürgerinnen und Bürger. Es kam auch vor, dass sich Personen nach einem Streit öffentlich entschuldigen mussten. Theissing fungierte dann als Schiedsmann.

Am Nachmittag „durften“ dann Mädchen und Jungen ab einem bestimmten Alter zur Christenlehre in der Kirche erscheinen. Die Teilnahme war Pflicht und wurde auch von den Lehrern kontrolliert, Fehlverhalten wurde meist mit Ohrfeigen bestraft. Kinder, die eine „höhere“ Schule besuchten, erhielten am Nachmittag Religionsunterricht im Bunker an der Varenroder Straße. Man traute wohl nicht der religiösen Erziehung der Gymnasien in den umliegenden Städten. Alle vier Wochen mussten die Kinder zur Beichte, wegen Mangel an „Sünden“ war wohl das „Naschen“ eines der häufig genannten Verfehlungen. Viele Kinder nahmen einen, mit der Mutter abgestimmten, „Sünden“ Spickzettel mit.

Der Empfang der 1. Heiligen Kommunion am „Weißen Sonntag“ war auch für uns Kinder ein besonderes Ereignis. Mädchen in weißen Kleidern und Jungen im dunklen Anzug mit kurzer Hose trafen sich im Gasthaus Frankmölle. Schulleiter Andreas Moneke hatte alles vorbereitet und sorgte für die nötige Ordnung. Von dort aus zogen wir mit Pfarrer Thye feierlich in die Kirche ein. Da man früher die Kommunion nur nüchtern empfangen durfte, hatten einige Kinder gesundheitliche Probleme. Im Elternhaus warteten dann schon Nachbarn und Verwandte mit Glückwunschkarten und im Gegensatz zu heute mit kleinen Geschenken. Rosenkränze, Gebetbücher und kleine Kreuze durften auf keinem Gabentisch fehlen. Ich kann mich noch gut an einen großen Stapel von Schokoladentafeln erinnern. Üppige Geld-



Herbert Schweer in der Ausstellung im Wöhlehof

geschenke gab es nicht. Nach einem gemeinsamen Mittagessen mit der Familie, Paten und näheren Verwandten läuteten schon wieder die Kirchenglocken und luden zur Andacht ein.

Verstorbene wurden damals zuhause im Wohnzimmer oder Diele aufgebahrt. Mit einem Leichenwagen, von einem Pferd gezogen, ging die Trauergemeinde am Beerdigungstag zum Friedhof. Später wurden Verstorbene im Speller Krankenhaus aufgebahrt. Da es dort keinen Kühlraum gab, war eine Beerdigung an einem heißen Sommertag nur schwer zu ertragen.

Pfarrer, Lehrer, der Arzt und Polizisten waren die wichtigsten Personen einer Gemeinde und mussten besonders von den Kindern artig begrüßt werden. Bei Nichtbeachtung erfolgte die Strafe am nächsten Tag in der Schule.

Kirchenbrand nach Blitzeinschlag – ca. 1970
Nach einem Training der 1. Seniorenmannschaft auf dem ehemaligen Schulhof saßen wir noch bei einem Bier im Gasthaus Segers. Nach einem Blitzschlag brannte der Dachstuhl oberhalb des Altarraumes. Während die Feuerwehr den Brand löschte, trugen wir Fußballer im Trainingsdress die hölzerne Kommunionbank auf den vorgelagerten Kirchplatz. Da ein Sportkollege den Brand rechtzeitig entdeckte, entstand zum Glück nur ein geringer Schaden.

Renate Deeken schreibt schon lange an ihrer Familiengeschichte. Die Lingenerin sagt, sie habe sich mit vielen schwierigen Lebenssituationen ausgesöhnt, nachdem sie diese niedergeschrieben hat. Besonders intensiv erinnert sie sich an die Jahre, in denen sie als Kind mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern in Elbergen leben musste, weil die Lingener Wohnung durch Bombenangriffe zerstört worden war.



Elbergen – Brot – Not – Hunger

Wir haben in Lingen in einem Vierfamilienhaus „Am Schneewall“ gewohnt. Durch Umlegungen von Straßen ist das Stück des Schneewalls, an dem unser Wohnhaus stand, ein Teil der Rheiner Straße geworden, wo heute der K+K-Markt an der Rheiner Straße steht, war in den 1980er Jahren die Discothek Rockfabrik, die viele vielleicht noch kennen. Als ich junges Mädchen war, wurden dort wirklich Röcke genäht. Daher der Name! Lingen ist im Februar 1944 schwer bombardiert worden, unser Haus wurde komplett zerstört. Nur weil wir zu der Zeit in einem Zug saßen, haben wir überlebt.



Bericht aus Elbergen

Renate Deeken, Jahrgang 1940

Wir haben einen Einweisungsschein für einen Bauernhof in Elbergen bekommen. Da der Wohnraum unter staatlicher Verwaltung war, ist ausgebombten Menschen freier Wohnraum zugewiesen worden, und die Hausbesitzer waren nicht immer begeistert darüber. Wir sind zunächst zu viert dort einquartiert worden. Mein Vater war an der Front, und so ist meine Mutter mit uns drei Kindern übergesiedelt. Die Wohnung im ersten Stock bestand aus einer Wohnküche mit Kohleherd und Spülstein und zwei Fenstern, einem Schlafzimmer mit einem Fenster und einem kleinen Raum mit drei kleinen Fenstern zur Straßenseite hin. Es gab keine Toilette, geschweige denn ein Badezimmer. Von außen wurde für uns ein Plumpsklo aus Holz an die Jauchegrube des Schweinestalls gebaut. Wie „angenehm“ das besonders im Sommer an heißen Tagen war, kann man sich ja vorstellen. Im Spätsommer 1945 kam mein Vater aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurück, zum Glück unversehrt, und 1948 kam auch noch Opa, der Vater meines Vaters, nach dem Tode von Oma zu uns in die Elberger Wohnung. Da wurde es wirklich eng.

Ich habe die Elberger Zeit als bedrückend in Erinnerung. Wann immer meine Mutter Wäsche waschen wollte, wurde ihr beschieden, dass „gerade jetzt“ keine Zeit dafür wäre. Einmal lag meine Mutter im Krankenhaus in Lingen, eigentlich wegen einer Bagatelle: Sie hatte einen Brombeerdorn in den Finger bekommen, und die Stelle hatte sich entzündet. Meine Mutter muss insgesamt einen sehr schwachen Eindruck gemacht haben, denn der Chefarzt Dr. Beckmann hat seinen Assistenzarzt, der der Bruder unseres Bauern war, zusammengestaucht: Er möge dafür sorgen, dass unsere Familie Milch bekäme. Von Stund' an stand jeden Morgen Milch auf der Treppe zu unseren Wohnräumen.

Besser wurde es, als der Bauer geheiratet hatte. Bis dahin hatte seine Schwester auf dem Hof das Sagen, und die war eine nicht einfache Person. Seine Ehefrau war hingegen eine sanftmütige junge Frau. Für mich sah sie aus wie die Mutter Gottes, obschon sie hellblond war, was für eine Frau aus Galiläa eigentlich unwahrscheinlich ist. Aber von solchen Dingen hatte ich damals keine Ahnung. Sie hatte einen guten Einfluss auf ihren Mann und auf das Geschehen auf dem Hof genommen.

Die Elberger Zeit war für mich als Stadtkind aber auch deshalb schwer, weil ich kein Plattdeutsch konnte. Ich lernte zwar relativ schnell, es zu verstehen, aber ich konnte es nicht sprechen. Und wenn ich auf Hochdeutsch antwortete, wurde mir das von den Einheimischen als Hochmut ausgelegt. Ich war kein Sprachgenie, Mathe lag mir mehr. Außerdem hatte sich herumgesprochen, dass unsere Mutter evangelisch war. Sie ist zwar in der Elberger Zeit zum Katholizismus konvertiert, aber irgendwie wussten alle, dass sie vorher evangelisch war. Damit standen wir im Ansehen nicht besonders hoch. Das wurde aber besser, als die Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten kamen.

Im Sommer 1947 ging das Gerücht im Dorf um, dass es in Gleesen Brot ohne Lebensmittelmarken zu kaufen gab. Unser Cousin Horst (14), bei uns zu Besuch in den Sommerferien, mein Bruder (9) und ich (7) sind gemeinsam zu unserer Badestelle an die Ems gelaufen, haben unsere Badesachen angezogen und sind durch die Ems geschwommen – unsere Kleidung haben wir währenddessen über unsere Köpfe gehalten. In Gleesen stellten wir fest, dass das Gerücht mit dem Brot stimmte. Wir haben uns ein vier Pfund schweres Brot gekauft. Allerdings konnten wir jetzt nicht mehr zurück durch die Ems schwimmen: Klamotten und Brot gleich-

zeitig hochhalten, das ging nicht. Was tun?

Bei Hanekenfähr gab es eine Noteisenbahnbrücke über die Ems. Natürlich war es verboten, diese zu Fuß zu überqueren, aber wir haben es gewagt. Beim Tragen des Brotes haben wir uns abgewechselt. Unser Cousin war einer, der gerne Faxen machte. Irgendwann hat er einfach gesagt: „Ich trage das Brot nicht mehr“, hat es auf einem Stein abgelegt und ist weitergegangen, obwohl er jetzt dran gewesen wäre. Mein Bruder wollte das Brot auch nicht nehmen und ging hinter unserem Cousin her. Ich konnte nicht mehr und habe mich hingeworfen und darauf gewartet, dass die Jungen zurückkamen. Das taten sie dann auch irgendwann.

Als meine Mutter hörte, dass wir einfach, ohne etwas zu sagen, losgegangen und durch die Ems nach Gleesen geschwommen und dann auch noch über die Eisenbahnbrücke zurückgegangen sind, blieb ihr fast das Herz stehen. Sie war sehr böse mit uns. Über das Brot hat sie sich aber trotzdem gefreut.

Vor ein paar Jahren habe ich gemeinsam mit meiner jüngeren Tochter die Nachfahren der Familie in Elbergen einmal besucht. Natürlich hat von den damaligen Erwachsenen niemand mehr gelebt. Wir haben miteinander ein paar schöne Stunden verbracht bei diesem Besuch.

Noch bis Ende 1949 haben wir in Elbergen gelebt. Danach sind wir mit Opa in eine Offizierswohnung einer Wehrmachtsbaracke in Lingen-Reuschberge gezogen. Aber auch diese Wohnung war für sechs Personen zu klein. Seit Ostern 1950 besuchte ich das Mädchen-gymnasium der „Armen Franziskanerinnen vom Heiligen Georg“ im Kloster in Thuine, Vorläufer des heutigen Franziskusgymnasiums Lingen. Aus Platzgründen musste ich deshalb im Win-

ter 1950/51 ins Internat. Die Nonnen hatten den Eindruck, dass ich im Internat verkümmerte. Sie haben meinen Eltern dringend geraten, mich wieder aus dem Internat zurückzuholen. Ich selbst habe das Heimweh eigentlich nicht so sehr empfunden.

Heute wohne ich wieder in Reuschberge, nach Studiumszeiten in Hamburg und München. Die Münchener Maximiliansuniversität habe ich mit dem „Diplomkaufmann“ in den Schwerpunkten „Bank- und Industriebetriebswirtschaftslehre“ abgeschlossen. Die weibliche Form „Diplomkauffrau“ gab es damals noch nicht.

Die Lebenssituation hat sich natürlich komplett geändert und verbessert. Meine Jugendliebe und ich haben geheiratet, wir haben zwei Töchter bekommen, und 2017 haben wir „Goldene Hochzeit“ gefeiert. Über das Wohnen direkt an der Ems bin ich sehr froh.

Bericht aus Thuine:

August Menke, Jahrgang 1948

Tuuten un blasen tau Wiehnachten in Thuine

Freuher gööft dat noch in elke
Dörsch Scheepkers, die nich blot up
de Schöpe uppassen mossen.

Äinmol in` t Joar, tau Wiehnachten, mossden
sei all dei Lüe ganz frau s` morgens wakker ma-
ken för de Wiehnachtsmissen.





Viele Erlebnisse und Geschichten kann August Menke aus Thuine und Umgebung berichten

Die Wiehnachtsmissen was nämlich nich so as vandage üm Middernacht, sünnern all ganz frauh in de Morgentied üm fieve.

Dei Scheepkers harn ja sükke Tuuthorns, sei kunnen dormit luut blaosen un sorgten so darfoör, dat die Lüe bitieden wakker worn.

Düssen Bruuk heb ik as lüttket Schaukind tau schade vunnen för bloß äinmoal in `t Joar. Wi harn ja as Kinner noch kien Fernsehen un masse Tied taun Späälun un Saken uttoproberen. Also güng ik na usen Dörpschmied un frochte üm, of hei mi helpen kun, ut Blick so äin Tuuthorn tau bauen.

Hei fräide sük un hülp bie dat Löten. Mien Vader was in de Blaoskapelle un kennde sik ut mit Musik- hei helppte mi bi dat Mundstück.

Löss güng dat.

In de Wiehnachtstied, wenn dat s`avends dus-

ter word, trock ik löss und blaoste luut in mien näiet Tuuthorn. Ännere Jungs ut Thuine hörden dat un wullen uk mitmaken.

Dat dürde nich lang un mit Hülpe van usen Schmied worden noch mehr Tuuthorns bauet un nu trokken wi Jungs tausomen jeden Avend in `t Dustern dör use Dörp un möken luut „Musik“- so luut un gaut as dat güng.

Wi trekkten uk för dat Kloster un dei Klosterköken un wenn die Nönnkens ruutkömen, sechten sei: „Kinner, nich so luut. Gaht doch wo änners hen tau späälun!“ Wi antwoorden dann: „Over hier rüch dat so gaut.“ Dann kregen wi friske Pannekauken ut de Klosterköken un erst dann trokken wi wieder.

So güng dat nu Avend för Avend in de veer Weeken för Wiehnachten un alle Lüe in Thuine kunnen us hören – villicht sogar noch veel wieder weg in Freren.

Aus dem Kreisgebiet

Hörner rufen im Abenddunkel

Nach altem Brauch blasen die Döben in unserem Kreis wieder ihre Adventshörner

Thuine. - Sah dem ersten Adventssonntag blasen die Kinder einiger Gemeinden des Emlandes wieder in ihre Adventshörner. Auch der Adventskreis, mit vier roten oder violetten Kindern geschmückt, ist in vielen Häusern angekommen. Mit seinen vier Kerzen, die nacheinander an den vier Adventssonntagen angezündet werden, hat er einen tiefen christlichen Sinn und schafft eine muntere und unvergessliche vorweihnachtliche Stimmung in Herz und Haus. Er will ein Adventsbotschaft, ein Führer zu Christus und harmonisiert zu den Kirchenliedern der heiligen Adventszeit.

Während das Aufbläuen der Adventshörner noch ein neuer Brauch ist, der erst nach dem ersten Weltkrieg im Rheinland aus dem riddischen Ländchen Eingang fand, ist das Adventsbotschaften eine alte Sitte in unseren Heimatkreise. Welches Kerzen der Brauch, wie sie ist sein Sinn? Hat er etwas mit den Possen von Walende und dem Fingern Götter zu tun? Das Evangelium vom ersten Adventssonntag handelt es davon, oder hängt er zusammen mit einer alten Advents-entstehung „Comte läßt in Sinn...“ Blick auf die „Zehn in Sinn, denn der Tag des Hörns ist naher! Völlich-Größen, noch solche stürzenden Ent-stand mit oder tragen zu dem trocken-Paradies mit Adventshörnern. Ist Aber der Ursprung ist wohl etwas verschieben und, wenn wie praktischer Natur gewesen. Er hängt mit dem geographischen Charakter, der Schlags-weise und der landschaftlichen Strich-ur unserer Heimat zusammen. In den vergangenen Jahrhunderten gab es im Emland große Heidekreise, Götter-

teracht, sondern mochte früh ein Bild oder halb auch Ein-Wohnhaus gab es damals noch nicht. Die Gefahr der Verwahrlosung war daher sehr groß. Das dürfte aber nicht sein. Da war es die Aufgabe des Schützes, die Lärche, die verstreut in den Bauerschaften wuchsen, zu pflanzen, sie zu weiden, damit jeder die Christmette vorfindet. Was war da angeblich, als eine Trompete zu blasen? So kam es zu Trompeten, Fiedeln und Blockflöten verarbeiteter Holzart. Wie es nicht lebende gewesen, wenn diese Instrumente nur einmal in der Weihnachtsnacht erklingen „würden“ Natürlich hätte die Kinder, und so-wohl die Döben - Instrumente zu blasen und Tuten der Hörner. So kam es, daß die Hörner durch die ganze Advents-zeit bliesen, wenn die Döbenbesten-der dem Rindchen trafen.

Die Heidekreisebesten und die Schützer gehören der Vergangenheit an, aber die Instrumente und ein wenig moderner Töne der Adventshörner klingern noch heute über das Land, besonders an Sonntagen und Feiertagen, wenn es Abend wird. Unsere Jungen blasen und tuten, daß ihnen die Heidekreise schwe-llen und die Köpfe rot werden. Auch das Blasen will probiert sein. Wer in seinen jungen Jahren ein Adventshörner war, der weiß, daß das Tuten eine be-sondere atische Schönheit verleiht.

Ein Schulbube bläst in sein Blockhorn, das der Dorfschmied gemacht hat. Wohl Mühsal der langjährigen Ten seines Ad-ventshorns durch den Abend. Die ganze Bauerschaft kann es hören.

Lingener Tagespost vom 30.11.1960, 15. Jahrgang Nr. 279, auf dem Foto zu sehen ist der Schulbube August Menke aus Thuine mit seinem Truuthorn



Berichte aus Lingen (Ems):

Joachim Koopmann, Jahrgang 1943

Das Elternhaus von Joachim Koopmann steht in der Kirchstraße in der Lingener Innenstadt. Bis zu seiner Heirat hat er dort gewohnt. An viele kleinere Begebenheiten rund um die Zeit unmittelbar vor und nach Kriegsende kann er sich lebhaft erinnern:

Erinnerungen an Lingen zur Nachkriegszeit

„Mein Elternhaus steht in der Nähe der evangelisch-reformierten Kirche. Dieses Haus bewohnten wir mit meinen Großeltern, meinen Eltern und uns zwei Kindern: mir und meiner älteren Schwester. Später kam noch ein Aussiedler aus Riga dazu: Der Mann mit dem Bart bis zum Gürtel bekam unser Wohnzimmer. Unser Haus liegt neben dem ehemaligen Küsterhaus. Auf einer Fläche von etwa einhundert Quadratmetern haben wir drei Schweine, ein Schaf und mehrere Ziegen sowie Kaninchen gehalten. Bis 1953 waren die Häuser nicht an die Kanalisation angeschlossen. Wir hatten ein Plumpsklo.

Unter diesem Plumpsklo sowie den Ställen gab es eine Jauchegrube. Der Fuhrunternehmer Revermann kam stets mit seinem Pferdewagen, auf dem ein Jauchefass lag und holte die Jauche ab. Diese schöpfte man mittels eines Jaucheschöpfers aus der Grube. Der Jaucheschöpfer war ein langer Stil, an dem unten ein Eimer befestigt war. Mit dem schöpfte man die Jauche wiederum in größere Eimer, die mein Opa dann zu dem Fuhrwerk mit dem Fass trug. Als mein Opa diese Arbeit eines Tages wieder

machte, saß ich auf einer Bank und spielte mit einem langen Stock. Ich spielte mit dem Gedanken, ihm den Stock zwischen die Beine zu schieben: „Was wäre, wenn...“, und plötzlich hab ich es tatsächlich getan. Mein Opa fiel hin und mit ihm der ganze Kladderadatsch. Über mich selbst und das Ergebnis erschrocken rannte ich weg und versteckte mich. Meine Strafarbeit fiel später allerdings recht milde aus: Ich musste einhundert Mal „Ich darf meinen Opa nicht strumpeln lassen“ auf einen Bogen schreiben.

Im Februar 1946 gab es in Lingen Hochwasser. Vor unserer Haustür stand ein britischer Militärfahrzeug und aus der oberen Luke krabbelten die Soldaten heraus. Das benachbarte Küsterhaus wurde von uns mitversorgt, indem ein Brett im Obergeschoss von Fensterbank zu Fensterbank gelegt wurde. In diesem Haus wohnten zwei Witwen. In dem Haus an der Stelle, wo die Kirchstraße und die Große Straße zusammenlaufen, gab es zu der Zeit eine Schlachtereier. Der Schlachter vermengte immer das Gehackte in einer riesigen Zinkwanne und mit dieser wartete der Schlachtergehilfe die überschwemmte Straße entlang. Bei dem Küsterhaus stand ein Zaun, der wegen des Hochwassers nicht zu sehen war. Gegen diesen stieß der Gehilfe, stolperte mit seinem Bootsersatz und fiel in die Brühe. Und das war wahrhaftig eine Brühe, da wegen der fehlenden Kanalisation alles Mögliche aus den Fenstern gekippt wurde.

Da unser Grundstück in der Kirchstraße sehr klein war, hatten wir rund um Lingen mehrere Gärten und Ackerflächen. Unter anderem hatte mein Großvater die Kanalböschung zwischen den Brücken in Altenlingen und Holthausen gemietet. Es gab dort einmal eine Auseinandersetzung mit kampierenden Sinti oder Roma. Mein Opa wollte Heu wenden und dabei ge-



riet er mit den Leuten aneinander. Nach einem kleinen Wortgefecht, bei dem eine Forke zum Einsatz kam, ging aber doch alles gut.

Ein anderes Grundstück, das ebenfalls zu unserem Haus gehört, liegt in der Nähe des heutigen Golfplatzes. Ich wollte einmal mit dem Fahrrad dorthin fahren. Dazu musste ich über die Kanalbrücke, hinter der linker Hand eine Mülldeponie war, rechts des Weges war eine Dornenhecke. Mein Fahrrad war freilich mit heutigen Kinderrädern nicht vergleichbar. Ich war dennoch sehr stolz darauf. Mein Vater hatte es für mich zurechtgemacht: Er hatte ein Herrenfahrrad abgeschliffen und angepinselt. Dort, wo normalerweise der Fahrradsattel sitzt, war ein Kissen befestigt. Mit diesem Fahrrad bin ich den Weg heruntergerast, dabei in ein Schlagloch geraten und in die Dornenhecke gestürzt. Erst mit Hilfe meines Opas habe ich das Rad aus dem Gestrüpp wieder befreien können.

Bei einer anderen Geschichte spielt die Ackerfläche in der Nähe des heutigen Golfplatzes ebenfalls eine Rolle. In den 1950ern wurden Kartoffeln im großen Stil geklaut. Meine Schwester und ich erhielten daher die Aufgabe, nachts bzw. frühmorgens unseren Kartoffelacker zu bewachen. Dazu hatten wir in eine Eiche, die dort übrigens immer noch steht, große Nägel geschlagen, sozusagen als Leiterersatz. Man muss dazu wissen, dass vom Gut Beversunden, auf dem heute der Golfplatz liegt, bis zur reformierten Kirche ein Pfad verlief, quer durch die Äcker. Er hieß Kirchweg. Diesen Weg konnten natürlich auch Kartoffeldiebe nutzen. So haben wir abwechselnd dort Wache gehalten. Eines Morgens kam auch tatsächlich ein Kartoffeldieb, aber meine Schwester hat sich nicht getraut, ihn anzusprechen. Wohl aber wusste sie, wer der Mann war: „Der wohnte

nämlich ganz in unserer Nähe. Dieser Mann gehörte zur Bahnpolizei, was sicherlich auch der Grund war, weshalb meine Schwester sich nicht getraute, etwas zu sagen. Mein Opa hat ihn aber wohl später zur Rede gestellt.“

Eva Seipp, Jahrgang 1949

Eva Seipp lebt seit 2013 in Lingen und doch fühlt sich die gebürtige Hannoveranerin als Lingenerin durch und durch. Wie sehr sie sich ihr Leben lang nach Lingen gesehnt hat und was sie mit der größten Stadt des Emslandes verbindet, schildert sie anhand ihrer Kindheits-erinnerungen:



„August Niemann, mein Großvater väterlicherseits, war Lehrmeister im Lingener Eisenbahnausbesserungswerk. Kennengelernt haben sich meine Eltern in Lingen, aber wir lebten bis zu meinem vierten Lebensjahr in Hannover, wo ich auch geboren bin.

Meine Mutter hat vor dem Krieg in Lingen ihren Beruf als Fotolaborantin bei Foto Klimmer erlernt und hat 1935 meinen Vater getroffen, der zu der Zeit an der Seefahrtsschule in Bremen studierte und nach seinem Examen angeheuert hat. Während dieser Zeit ist meine Mutter nach Hannover gezogen, wo ihre Eltern lebten. Geheiratet haben meine Eltern kurz vor dem Krieg. Mein Vater ist für seine eigene Hochzeit nur für diesen einen Tag nach Hannover gekommen. Meine Mutter ist während des Kriegs im Weserbergland evakuiert gewesen.

1949 bin ich in Hannover geboren. Als ich kam, war ich ein absolutes Wunschkind, da meine Mutter zuvor bereits zwei Kinder durch Fehlgeburten verloren hatte. Sie ist nach meiner Geburt zuhause geblieben. In der Zeit hat mein Vater bei einer Hannoveraner Heizungsbaufirma an Land gearbeitet. An meinem zweiten Geburtstag ist er wieder zur See gefahren und ich war viel alleine mit meiner Mutter zuhause.

Mein Vater war als Schiffsingenieur viel auf See. Meine Mutter hat immer dafür gesorgt, dass wir Vater oft in den Häfen, in denen er mit seinem Schiff lag, besuchten, aber eine Reise in die USA ließ ihn für ein Jahr so weit entfernt sein, dass ich mich als Kleinkind sehr von ihm entfremdete. Das ging so weit, dass ich ihn nicht wiedererkannt habe, als er von dieser Reise zurückkehrte. Meine Eltern beschlossen daraufhin, dass damit Schluss sein müsse und dass Vater sich eine Arbeit an Land suchen sollte.

Bei einem Besuch in Lingen – unsere ganze Verwandtschaft lebte ja in Lingen – meinte meine Mutter bei einer Fahrradtour, warum er es nicht einmal beim Ölwerk versuche. Mein Vater ging schnurstracks zur Raffinerie in Holt hausen und fragte einfach, ob man ihn nicht gebrauchen könne. Und das hat funktioniert!

So kam es, dass wir von Hannover nach Lingen zogen, als ich vier Jahre alt war, und für sieben Jahre dort blieben. Für mich ist das eine unglaublich wichtige, prägende Zeit gewesen, von der ich viel erzähle, so dass mein Sohn immer zu mir gesagt hat „Schreib das alles mal auf!“ Selbst nachdem ich im Alter von elf Jahren mit meiner Familie nach Köln gezogen ware, habe ich jede Ferien in Lingen verbracht.

Gewohnt haben wir damals, das war zwischen

1953 und 1960, am Schwalbenweg, im heutigen Stadtquartier Heukamps Tannen. Zu der Zeit war dort noch nichts geteert, kaum Infrastruktur vorhanden. Das war ein ganz neues Stadtquartier, in erster Linie lebten dort Mitarbeiter des Ölwerks.

Magische Grenze waren die Schienen, die den Schwarzen Weg durchteilen. „Da gehst du nicht hin“, wurde ich immer streng ermahnt. Allerdings war hinter dem Bahnübergang eine Blumenwiese. So etwas gab es in Heukamps Tannen nicht. Und zum Muttertag wollte ich meiner Mutter dort einen Strauß Blumen pflücken. Ich kann sagen, dass es für den Blumenstrauß kein Dankeschön, sondern eine gehörige Portion Ärger geben hat!

Auch gab es noch keinen Kindergarten in Heukamps Tannen. So wurden wir evangelischen Kinder immer mit einem Bus zur Bäume rstraße gefahren, bis zum Konrad-Adenauer-Ring. Von dort mussten wir gemeinsam in den Kindergarten laufen und zwar an einer langen Leine, an der wir uns alle festhalten mussten.

Eingeschult worden bin ich an der zu der Zeit recht neuen Matthias-Claudius-Schule. Da ich ein Einzelkind war, legten meine Eltern großen Wert darauf, dass ich zu teilen lernte und mich überhaupt in Sozialverhalten übte. Eine dieser Lektionen lautete, dass ich stets eines meiner Teile an Waisenkinder abzugeben hätte, wenn ich neue Weihnachtsgeschenke bekommen sollte. Mein Vater hatte mir einen Zoo mit der Laubsäge gefertigt, den ich sehr liebte. Irgendwann musste ich den ganzen Zoo abgeben. Ich war sehr traurig darüber.

Gut erinnern kann ich mich an ein paar Episoden von der Straße. Nachdem die Straßen in Heukamps Tannen asphaltiert worden sind,

war Rollschuhlaufen angesagt. Man hatte damals Hudora-Rollschuhe, die man unter seine Schuhe schnallte. Da gab es ein Nachbarmädchen, das hatte einfach alles, was es an Spielzeug gab. Sie hatte weiße Rollschuhe, an denen die Rollen fest an weiße Schnürschuhe montiert waren, wie bei Schlittschuhen, dazu ein schwarzes Samtoutfit, dessen Rock unten mit weißem Pelz abgesetzt war. Mensch, war ich neidisch! So etwas wollte ich auch! Meine Tante hat mir dann so etwas Ähnliches genäht. Dazu habe ich meine erste Strumpfhose geschenkt bekommen, von Leffers aus der Stadt. Und prompt stürzte ich beim Rollschuhlaufen und hatte ein Loch in der Strumpfhose. Das war damals richtig schlimm für mich!

Dann hatte dieses Nachbarmädchen einen Puppensportwagen mit Verdeck und mit einer Babypuppe, die genauso groß war wie ein echtes Baby. So einen Puppenwagen wollte ich auch! Deshalb musste meine Cousine, die schon etwas älter war, ihren Puppenwagen für mich abgeben. So war das damals: Die Älteren mussten den Jüngeren Spielzeug und Kleidung weitergeben.

Erinnern kann ich mich an einen Heilig Abend, an dem ich alleine durch Heukamps Tannen geirrt bin. Ich wollte so gern das Jesuskind in der Krippe von Nahem sehen. Aber ich bin hinterher durch den Seiteneingang aus der Kirche gegangen, während meine Eltern am Haupteingang auf mich gewartet haben! Durch Zufall hat mein Lehrer mich vor seinem Haus auf der Straße gefunden und dabei geholfen, dass Eltern und Kind sich wiederfinden.

Später ging es darum, aufs Gymnasium zu gehen. Ich wollte das eigentlich gar nicht. Vier Kinder aus meinem Jahrgang mussten zur der Aufnahmeprüfung. 15 Grad Minus herrschten

damals und wir sind zu Fuß zum Georgianum gegangen. Leider habe ich die Prüfung bestanden, meine Freundin aber nicht. Was sollte ich also dort?

Tja, und dann sind wir ohnehin nach Köln gezogen. Ich hatte Heimweh, all die Jahre! Ich habe in Köln auf Lehramt studiert und konnte daher nicht in Niedersachsen in den Schuldienst gehen. Später habe ich meinen Mann kennengelernt und wir haben gemeinsam in Schwerte gelebt. Das Leben dort war nicht schlecht, aber ich habe immer Heimweh gehabt. Ich kann mich erinnern, dass ich, wann immer ich mit dem Zug aus Nordrhein-Westfalen nach Lingen gefahren bin, in Salzbergen gedacht habe: Ab hier sieht es aus wie Zuhause. Können Sie sich das vorstellen? Eine erwachsene Frau, die 35 Jahre lang Heimweh nach dem Emsland hatte?

Als ich aus dem Schuldienst ausgeschieden bin, haben wir in Lingen zunächst eine Wohnung angemietet, in der Wilhelmstraße, für Wochend- und Ferienbesuche. Und seit einigen Jahren wohnen wir nun endlich fest in Lingen, in unserem kleinen Häuschen in Darne, in der Nähe meiner Verwandten. Als ich vor ein paar Jahren mal einen Besuch auf dem Friedhof gemacht habe, rief eine Frau plötzlich aus: „Dat Evchen ist wieder da!“ Und genauso fühlt es sich an. Für mich hat sich jetzt ein Kreis geschlossen: Ich kann es immer noch nicht glauben, dass ich wieder in Lingen bin!“

Dr. Bernhard Homeyer, Jahrgang 1943

Das Haus von Dr. Bernhard Homeyer steckt voller Erinnerungsstücke aus vieler Herren Länder. Er hat beinahe die ganze Welt gesehen, und doch zog es ihn immer wieder zurück ins Emsland. Wieso das so ist und was insbeson-

dere die plattdeutsche Sprache so anziehend für ihn macht, erklärt der diplomierte Landwirt, der außerdem in Bodenkunde promoviert hat.



Vom Emsland in die Welt und zurück

„Ich bin 1943 in Ahlde geboren. Ahlde gehört inzwischen zur Gemeinde Emsbüren, aber damals war es ein eigenständiges Dorf. Ich bin dort sieben Jahre lang zur Volksschule gegangen. Danach habe ich weitere sieben Jahre das Aufbaugymnasium in Papenburg besucht und habe dort im

bischöflichen Schülerheim gewohnt. Nach dem Abitur habe ich Chemie und Biologie in Münster studiert und später noch Landwirtschaft in Göttingen. An der Göttinger Universität habe ich meine Frau kennengelernt, die aus Detmold stammt, aber in Lissabon aufgewachsen ist. Die Internationalität lag also von Anfang an in unserer Ehe.

Das erste Entwicklungsprojekt, in dem ich im Auftrag des Leichtweis Instituts der Universität Braunschweig tätig war, war in Saudi Arabien. Ich war 1974 Projektleiter für Bewässerungsversuche zur Einsparung von Wasser sowie Rekultivation total versalzter Böden - Sakhas. In dieser Zeit ist auch unsere erste Tochter geboren, in AL-Khobar, die zweite Tochter wurde in Lissabon geboren und der Sohn in Lingen. Nach drei Jahren kehrte ich mit meiner Familie zurück ins Emsland. Zunächst arbeitete ich bei German Water Engineering (später eingegliedert in Salzgitter Consult) als Spezialist für landwirtschaftliche Entwicklung in Entwicklungsländern und danach als landwirtschaftlicher Lehrer der LBS – Landwirtschaftliche Berufsbildende Schule in Lingen. Seitdem ist Lingen die Heimat der Familie. Ich selber wäre

wohl auch zurück nach Ahlde gezogen, aber es gab keinen Wohnraum und schon gar nicht einen Bauplatz für ein eigenes Haus.

Später ist die gesamte Familie für ein Landnutzungsprojekt und Bodenkartierung für zwei Jahre auf die Azoren umgesiedelt. 1987 bin ich als Fachkraft für Saatgutproduktion und Privatisierung nach Ägypten gegangen um dort als Berater des Landwirtschaftsministeriums zu arbeiten. In Kairo war ich verantwortlich für die Produktion von Qualitätssaatgut von Weizen, Reis, Bohnen und anderen Getreidearten zuständig, später auch Qualitätssaatgut für die Baumwollproduktion dazu. Meine Familie war bis Anfang 1991 immer bei mir, aber als der zweite Golfkrieg ausbrach, sind meine Frau und unsere Kinder aus Sicherheitsgründen in die Heimat zurückgekehrt. Meine zwei Töchter und mein Sohn haben alle ihr Abitur in Lingen gemacht.

Ich war noch einige Jahre in Mosambik, um die dortige Bevölkerung bei der Regionalentwicklung zu unterstützen. Wiederherstellung der Infrastruktur nach Schäden aus dem Bürgerkrieg, Nothilfemaßnahmen nach Überschwemmungen u.ä., das waren meine weiteren Tätigkeitsfelder dort. Im Sommer 2003 kam ich nach Afghanistan, Familienangehörige durften aus Sicherheitsgründen nicht mit ausreisen in dieses landschaftlich und geschichtlich sehr interessante Land. 2007 bin ich in Rente gegangen, wurde aber 2009 von der Welthungerhilfe noch einmal rekrutiert für das Land Tadschikistan. Seit April 2010 bin ich endgültig im Ruhestand, übe aber weiterhin Beratertätigkeiten im Bereich Entwicklungshilfe aus mit den Schwerpunkten auf landwirtschaftliche Produktion und Erhaltung bzw. Verbesserung der natürlichen Bodenfruchtbarkeit.

Seit über 40 Jahren ist nun unser Heim in Lingen und ich bin immer wieder gern hierher zurückgekehrt. Hier konnten wir uns ausruhen und erholen von den Auslandseinsätzen. Solange meine Eltern noch lebten – mein Vater verstarb 1992 im Alter von 82 Jahren; meine Mutter im Jahr 2009 mit 96 Jahren – bin ich ein- bis zweimal wöchentlich nach Ahlde gefahren, sofern ich es einrichten konnte. Wir haben immer Platt untereinander gesprochen und auch heute noch betrachte ich Platt als meine erste Sprache.

Die Emsländer zeichnen sich aus meiner Sicht durch Bodenständigkeit, Freundlichkeit und Zugänglichkeit aus. Die Zugänglichkeit erhöht sich noch, wenn man Platt miteinander spricht. Dann ist der Kontakt sehr schnell hergestellt. Ich habe beispielsweise einmal den damaligen Landtagspräsidenten Bernd Busemann kennengelernt und wir haben uns gleich auf Platt miteinander unterhalten. Das schuf direkt eine Vertrautheit, und dennoch kann man auch im Plattdeutschen Achtungsdistanz bewahren.

Meine Kinder können Platt verstehen, sprechen es aber nicht. Besonders freut mich, dass zwei meiner Kinder, die beiden Mädchen, nun auch als Erwachsene in Lingen leben. Wenn man mich fragt, ob es mir nach all den Jahren im Ausland im Emsland nicht zu langweilig ist, sage ich: Es gibt im Emsland so viel zu entdecken, man muss nur richtig hinsehen – Naturgeschichte und Heimatgeschichte sind äußerst interessante Betätigungsfelder. Das Emsland, insbesondere Ahlde, ist meine Heimat, und dazu stehe ich auch.

Maria Lögering, Jahrgang 1950

Kindheit und Kirche

Geboren bün ick in Ahlen. Miene Öllern harn ne lüttke Landwirtschaft. Mien Vader is erst 1949 ut de russische Gefangenschaft koamen un ick bün 1950 geboren. Dor waden miene Öllern all 14 Joahre verhieratet un dann was dat natürlich eein Ereignis. Bi uss in de Ecke wor ick upwassen bin leeveden nur Buurn. De anneren Kinner wörn uck alle öller, die wörn all in ehre Flegeljoahre, un ick was dor natürlich so bittken dat Prinzessken. Dorüm ha ick ne wunnerbore Kinnertied. Dor hav ich so masse Erinnerungen an. Wir wörn dat lesde Huus in `t Döörp un dorna kömen de Emswiesen. Wi kömen mit Hochwater groot, dat was ganz normal. Ende November wörn de Sieltore hochtrocken un dann überflutete dat, dat was nich schlimm. Aber wenn dat höher kööm, dann kunnen wi nich mit Fahrrad hene Karke hen. Wi harn kiene Karke in `t Döörp, wi mössden na Steinbild. Wenn dat dann nich mehr güng, dann mössden wi mit denn Bus föörn. Un dat was ja schon ein Ereignis, wecker förde schon mit Auto of mit denn Bus? Dann mössde ick mit mien Vader up den Orgelböden, weil dat sonst so lange duerde, bit ick na de Messe ut de Kinnerbank rut was. Und at was ja eein Erlebnis. Ick blörde dann miene Doenbildchen dör un de Messe was ja noch up Latein. „Mea culpa“, dat klüng för mi as: „Mia kump woll“. Dat fünd ick ja total spanned, dat dor inne Karke frögt wöörde, wanner ick woll kööm.

Wenn Hochwasser was un Wie-nachten föördem wi aale mit denn Bus hen to de



Karke un up denn Orgelböden. Un dann de Männerstimmen, de süngen: „Seid nun fröhlich, jubiliert!“, dor was wat los. Wenn ne Predigt was, dat was total langwierig un de Kerse wöörn an schnarchen, dat was dat Beste. Vor nen paar Joahren harn ne Onkel un ne Tante von uus goldene Hochtied un deei wünschtededen sick olde Karkenlieder in ehre Festmesse. „Hier liegt im Staub vor deiner Majestät die Christenschar“, un dor hebb ick as Kind immer kääken, ob dat woll dreckig was inne Karke.

Weihnachten

Wienachten bi uus tohuse was mit vää Arbeit verbunnen, weil miene Öllern ja uck Keuhe, Schwiene un alles harn. Dat wöörn ja uck noch richtig strenge Winter und dat was richtig Arbeit, dat Veih to versorgen, of dat nu Wienachten was of nich. Heiligabend was nix besünneres, glöw ick. Wi harn nen lüttket Wienachtsböömken ut Rodo, dat is son Gebiet achten ane Ems, dat klaueede mien Vader wahrscheinlich irgendwo, mit son paar Kerssen up. Aber an denn ersten Wienachtsdag, dann har dat Christkind Geschenke bröcht. Aber dat göv Wienachten gor nich so vää. Wo dat was göv, dat was Nikolaus. Nikolaus kööm ja, vandage weit ick, dat dat de Nabers wörn. Un wenn Nikolaus wech was, mössde Mama komischerweise immer hen to Malken. Papa un ick bleewen in use lüttke Wohnstuve un dann köm „Nikolaus-Mama“. Dat was bis uus Wienachten. An Nikolaus bröchte „Nikolaus-Mama“ de Geschenke und Wienachten dat „Christkind“. Wenn man denn Geschenke krääg. An’n ersten Wienachtsdag güng dat aobends immer to denn ersten Naber hen. Dat was Tradition. Dei seten in ehre beste Stooewe, dei harn so’n rotet Plüschsofa un nen Kanonenofen. Un dann wörde an denn Wienachtsboom sunge un Plätzchen äten.



Heimat

Heimat is för mi dat, was in miene Kinnertied in miene unmittelbare Umgebung ween is, wior ick mit mien Rad henkööm. Heimat güv dat uck nur eenmal, dat kann man nich noch eenmal finnen. Dor wor ick nu leewe, dor bünt miene Kinner un dor is mien Mann, dor hör ick henn, dor bün ick tohuus. Aber Heimat, dat is dat olde Huus in Ahlen, wor ick upwassen bün.

Mien Öllernhuus staiht noch, un dat is wunderschön. Dat hebbt Lüe ut Düsseldorf köfft un hebbt dat wunderbor erhollen. Dor was kien fließendes Water in, nix, dorkegen hebbt use later een neiet Hus bauet. Wi bünt van’t Sommer mit de ganze Familie dor henföhrt. Ick bün Einzelkind, un wi bünt dor mit zwei Söhne und zwei Schwiegerdöchter und seven Enkelkinder ween. Wi hebbt uus aalet bekääken un ick heff aallet vertellt un wi bünt an aale Orte ween, wecke ick in Erinnerung heff. As Kind heff man ja so dei Vörstellung, dat aalet riesig is. Use Köke was ja in mienen Oogen riesig. Un jetzt wo wi dor mit use Kinner un Enkel wadden, dor was de Köke full! Un dor hebb ick dacht: Mensch, wenn miene Öllern dat wüssden un seihn kunnen, wo ut een Kind so masse Lüe weern kunn.

Leben mit Flüchtlingen

De Flüchtlinge hebbt een ein Zimmer hauset. Papa, Mama un twei erwachsene Döchter. Aver an Opa (ick säa Opa) un an Martha un Marie, dor kann ick mi noch gaut an erinnern. De bünt loater wegtrocken un die hebbt mi groot moaket. Martha heff up de Koffers schlafen, in dat Zimmer passde jüst man ein Schrank un een Bedde. Martha un Marie güngen hen to de Buurn to arbeiten. De bünt towieset un uck foaken utnützed worn. De hebbt dann loater, as Marie ern Mann wehr dor wör, ne lüttke Siederstelle kräägen, etwas außerhalb van't Döörp. Aver dat was ganz ärmlich Wark und de bünt uck nich richtig torechtetkommen. De harrn uck ne lüttke Landwirtschaft un een Peerd. Opa is dann irgendwann storven un Martha un Marie hebbt sick ne Wohnung mietet. De hebbt noch lange leewet un ick hebb die uck nach Bramsche henholt, dormit sei weetet, wor ick bleewen was. För dei was ick ehr Kind. Ick glöw woll, dat sei sick wohl feult hebbt, aver dat was eben nich ehre Heimat.



Krieg und Gefangenschaft

Över Krieg un Gefangenschaft wöörde nich vääll proatet. Wat mien Vader woll doahn hav, dat was dat „Aobendproaten“. De Noaberkerlse de güngen aobens loss, wenn de Arbeit fartig was un dann vertelden dei sick ne gaude Stunde wat. Un mit disse Kerlse hav hei uck över Krieg prootet. To mi of use Mama hav hei nie wat vertellt, aver

wenn de Männer so unner sick ween wöörn, dann krääg ick dat woll mit, dat Huus was ja hellhörig. Hei was ja in Kriegsgefangenschaft in Russland ween un was nen grooten, stabilen Mann. As hei na Huus henkööm, was hei man nur noch een Gerippe. Hei was eeine van de lesden 1949, wecke na Huus komen bünt. Aver wor hei genau in Russland ween is, dat wössde hei glöw ick süms nich.

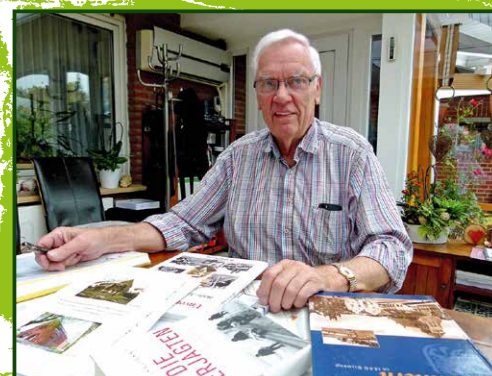
Bericht aus Lengerich:

Aloys Maue, Jahrgang 1940

Geboren wurde Aloysius Maue 1940 in Pommern, und doch ist er ein waschechter Emsländer. Der Lengericher ist nicht der einzige, der im heutigen Polen geboren wurde und dennoch emsländische Vorfahren hat. Wie das kommt, erzählt er hier:

„Ich bin am 1. Februar 1940 als Sohn von Emsländern in Schönow geboren worden. Schönow gehörte damals zum großdeutschen Reich. Heute heißt der Ort Jesionowo und liegt in der Woiwodschaft Westpommern.“

1929 hat der spätere Bundespräsident Heinrich Lübke als Geschäftsführer des Deutschen Bauernverbands ein Ausiedlerprogramm für Pommern durchgeführt.



Da im großen Weltkrieg viele Knechte und Arbeiter umgekommen waren, lagen die weitläufigen pommerschen Gutshöfe vielfach brach. Um die Felder mit den wertvollen Weizackerböden zu bestellen, warb Lübke dafür, nach Pommern umzusiedeln und dort Landwirt zu werden. Da es umgekehrt im Emsland und im Oldenburger Raum kaum landwirtschaftlich nutzbares Land gab, ist eine große Welle aus diesen beiden Gebieten in den Osten gegangen, so auch meine Eltern mit ihren Familien. Sie haben sich allerdings erst dort kennengelernt. Mein Vater stammt aus Gersten, meine Mutter aus Lengerich.

Mein Großvater war Heuermann in Gersten. Er nutzte die Gelegenheit, die sich ihm bot. Ein anderer Zweig meiner Familie ist ebenfalls ausgewandert, allerdings nach Amerika. Sehr spannend war, dass sich einmal ein Herr Maue aus Frankfurt bei mir gemeldet hat, der mir berichtete, ein gewisser Howard Maue aus Cincinnati habe ihn angerufen und wollte wissen, ob er mit der Familie Maue aus „Görsten“ verwandt sei, denn von denen stamme seine Familie ab. Der Frankfurter war zwar nicht mit uns verwandt, war aber so freundlich, mich zu kontaktieren, und so entstand eine freundschaftliche Verbindung zu der Familie jenes Howards, mit dem ich gemeinsame Vorfahren habe.

Aber zurück zu meinem Vater: Mein Vater hat in Schönow ein Haus gebaut, ein Bauunternehmen gegründet und hatte auch ein Sägewerk. Da die Ernten in Pommern wirklich sehr gut waren, wurden die Scheunen der Bauern bald zu klein. Mein Vater hat eine sehr gute Idee gehabt: Er hat jeweils die eine Scheunenwand verrückt und hat den Wänden dann ein breiteres Dach aufgesetzt. Damit war er sehr erfolgreich. Erfolgreich war er auch beim Bau der katholischen Kirche, die nach drei Jahren

der Ansiedlung fertig war und am 29. Oktober 1932 eingeweiht wurde. Bis dahin war nur eine evangelische Kirche am Ort vorhanden.

Zwar war mein Vater durch viele Tätigkeiten im Ort „in der Heimat unabkömmlich“, so war er auch Leiter der Feuerwehr. Doch musste mein Vater später dennoch in den Krieg. Vorher war er in Peenemünde stationiert, wo er den LKW-Führerschein für die Wehrmacht machte. Im Kriegseinsatz wurde er 1944 beim Bau einer Brücke nahe Kaliningrad erschossen. Als Witwe hat meine Mutter danach umgebaut und eine Poststation eingerichtet.

Am 30. Januar 1945 (so steht es im Tagebuch meiner Tante Martha) sind die ersten Panzer mit den sowjetischen Truppen in Schönow einmarschiert. Unser Haus wurde als erstes Haus im Ort beschlagnahmt, besetzt und wir mussten ausziehen. Wir sind auf den landwirtschaftlichen Hof meiner Tante Johanna im selben Ort gezogen. Als am 8. Mai der Krieg endete, zogen die Russen allmählich weiter und plünderten nochmals die Häuser. Der katholische Pfarrer Paul Sawatzke, der versuchte, die Frauen vor den russischen Soldaten zu schützen, wurde erschossen.

Noch im gleichen Jahr kam die polnische Besatzung. Pommern wurde unter polnische Verwaltung gestellt, und die deutsche Bevölkerung wurde vertrieben. Innerhalb einer Stunde mussten die Häuser verlassen werden und wir wurden unter Begleitung polnischer Soldaten über die Oder, die spätere deutsch-polnische Grenze, geschickt. Bis dahin sind wir mit dem Pferdewagen gereist. An der Oder wurde uns dann alles abgenommen, was wir hatten. Meine Mutter ist dann mit mir und meinen drei älteren Schwestern Richtung Westen gezogen. Ihr Ziel war Lengerich, da sie ja hierher stamm-

te. Die Reise war anstrengend und abenteuerlich. Zunächst haben wir uns zu Fuß bis Berlin durchgeschlagen. In einem offenen Kohlenwagen sind wir Richtung Westen bis zum Bahnhof Hagenow gefahren. Dort mussten wir bleiben, da meine Oma und meine jüngste Schwester an Typhus erkrankten. Oma hat es nicht überlebt, und wir konnten erst weiter, als meine Schwester wieder gesund war. Von Hagenow sind wir dann mit der Eisenbahn nach Lingen und von Lingen aus mit der Kleinbahn in Richtung Quakenbrück. Diese kam in Lengerich auf der Berlage vorbei.

In der Heimat meiner Mutter haben wir viel Hilfe erfahren. Auf der Fahrt mit der Kleinbahn und bei der Ankunft in Lengerich hat uns Leo Lau bis zu der mit uns verwandten Familie Köster geholfen. Dort sind wir erst einmal auf engstem Raum untergekommen, eine große Überraschung für uns. Später wurden wir bei anderen Familien, die größeren Wohnraum hatten, aufgenommen, zuletzt bei der Familie Völker-Giese. Deren Familienoberhaupt Josef Giese kam später aus der Kriegsgefangenschaft heim und hat eine kleine Vierzimmerwohnung für uns errichtet. Dieser Josef Giese hat auch später Kontakt zum Grafen Droste zu Vischering aufgenommen, damit die Fläche, auf der unser Haus noch heute steht, gekauft werden konnte. Unser Haus wurde dann 1954 gebaut.

Viele Jahre später bin ich nach Schönow, das heute Jesionowo heißt, gereist. Als wir im Jahr 2000 erstmals dort waren, haben wir die polnische Familie kennengelernt, die zu der Zeit in unserem Haus lebte. Die polnische Frau hat mich umarmt und gesagt „mein Haus ist auch dein Haus!“ Sie hat dann auch erfahren, dass an der Errichtung der Kirche mein Vater beteiligt war. Ich habe erfahren, dass mein Vater Leiter der Feuerwehr war. Das hat mich beson-

ders gefreut, da ich in Lengerich 27 Jahre lang Ortsbrandmeister der freiwilligen Feuerwehr war und heute Ehrenbrandmeister bin.“

Bericht aus Handrup:

Erich Huesmann, Jahrgang 1955

Fröher was alls beeter!

Fröher was alls veel beter! Well dat sech, is woll nich dorbi wän. Well will dan vandage noch wasken as fröher, of blos Schöttels, Potten un Pannen mit de Hand afwasken? Well heff dann vandage immer noch kien Telefon; dei meisten hebt ja sogor `n Handy un könnt nich fief Minuten tau, ohn up dat Ding tau kieken? Uk up `t Land bi de Arbeit heff sük doch masse veel verbeterd. Plöigen, Eggen un Planten is masse lichter worn.

De olen Autos wassen uk lang nicht so gaut - dor geef dat nichäis äinen Anschnallgurt...wi han nichmol äin Wort dorför. Wenn man worhen moss, mossde man bi dän äinen Noaber fragen, of häi villichte mol Tied har, mit den Kranken no den Dokter tau föern. Meiste Tied sünd wi ja mit Rad föiert-uk wenn dei Schau fief Kilometer wiet wech und et buten richtig kold was. Vandage bring dei Helikopteröllern ähre Kinner mit Auto no Schaule of loat sük äin Taxi komen.

Dat giff vandage soveel technische Hülpe un dat moakt masse Arbeit un den Alldag veel



lichter. Well häff den nu bi de Arbeit noch kien Computer un moss noch sülves reken un mit de Hand schrievn? Dei Maschinen künnt uk veel genauer, billiger un drocker arbeiden as man dat mit de Hand kunn - over brukt wi dat uk alls?

Es was uk nich alles leeper as vandage. Ik bün ja - gottseidank - no denn Krieg upwassn; wi han domols nich alle Dage nauch tau eten und mossen veel spoaren; over wi han uk Tied. Tied t'on Buten speelen un Tied, us wat tau vertellen. Wi wassen alle Dage mit de Noaberskinner unnerwegs un hebbt woll uk veel Dummtüch moakt – over wi schmeeten nich ut Langewiele grote Stäine van Bruggen up Autos. Veel Speeltüch han wi nich, over buten äinen groten Hoop witten Sand, ne Schaukel un nen Fautball. In `t Huus speelden wi mit Parkettklötzkes und bouden dormit Torne so hoch as et güng. Wenn use Pappen dat mitkreeg, dann mossden wi weer uprümen un dat Parkett önlick weer henleggen.

Wi brukten uk nich in `t Fitnesscenter - dat geef genauch körperliche Arbeit tau daun - uk vör us Kinner, soals Garben hocken, Tüffeln utkleien, Heuner fauern un wo sonst Kinner bi helfen kunnen un wi speelden veel buten in denn Busk un löpen den heelen Dag up en doal.

Dat was uk villicht nich immer Spoaß in de Fastentied avends immer denn Rosenkranz tau bäen - over schadet hefft uk nich.

Dei Lüe sünd vandage uk mit all de Hülpe un Verbeterungen nich beter taufrär. Ik glöve, wi hebt dat beter as use Öllern un us geiht dat gaut. As ik Student was, bün ik mit Interrail dör Europa föhrt. Domols was dat noch äin beten wat Besünners. In jedet Land geef dat äigen Geld un man mössde andürend wesseln van Mark in Gulden, in Franc, in Franken, in Lira, in

Pesetas, Kronen, in Finmark un so wieder. Wovull beter is dat doch nu, wi hebt Euro un könt uk överall hengahn, wor wi willt. Gaut, dat wi nu Europa hebbt, dor sünd wi mit all de äinner tau-soamenwassen. Man blos dei Engländer wüllt nich mehr mitdaun – dat is bedurlik.

Neies ut de Schau

Schau-meester hebt dat vandage uk nich meer so licht as fröier.

Wenn ik moal wedder mit ne Fieve in Latein no Huus köm, dann segg use Mamm „Jung, sett die henn un dau wat! Du kumpst nich eier ut `n Huuse, as bit du dei Vokabeln leert hess un dei Grammatik uk.“ Dan mösste ik so lange bi Latein sitten as bit ik bewiesen kunn, dat ik dat kann. Use Mamm güng uk no `n Eltersprechtag un fragte, wat ik un sei denn daun kunnen, dormit dat beter wätt mit den Latein.

Vandage röpt man bie den Lateinlehrer an und fragot, wo dat dann wän kann, dat dei Söhn ne fieve heff. Man har dat uk all von annere Öllern hört, dat dat bie Latein drunner un dröver geiht un dat hei uk woll nich so gaut verklören kunde at sien Vörgänger dat noch kun. Uk wull man ja nich glieks mit de Dörn in `t Huus fallen und



Erich Huesmann (2.v.l.), sien Brauer (achtern 3.v.r.), sien Suster (r.) un de Naoberskinner

wat ünnernämen, over hei wüss ja woll, dat dei Pappn denn Direktor noch van siene Schaul-tied kennen deit un hei is uk noch Avokaat, dei sük mit sowat uutkennd. Bi sükke Kinner kump Sittenblieven van wegen Latein woll gornich in Fraoge.

Berichte aus Meppen:



Heinz Lampe, Jahrgang 1947

Westlich der Meppener Innenstadt verläuft die B70. Auf der Umgehungsstraße wird der Fernverkehr an der Kreisstadt vorbeigeleitet. Jemand, der einen ganz besonderen Gegenstand mit dieser Straße verbindet, ist Heinz Lampe: nämlich seinen Schultornister.

Heinz Lampe war Schüler der ehemaligen Ludmillenschule in Meppen

Der verschwundene Tornister

„Es muss ungefähr 1960 gewesen sein. Zu der Zeit besuchte ich die

sechste oder siebte Klasse der Ludmillenschule. Diese katholische Volksschule am Domhof existiert heute nicht mehr. Vor

Schulbeginn traf ich auf dem Domhof meinen Freund Eddie. Wir hatten beide keine Lust auf Unterricht, und so fragte ich ihn: „Hast du Lust, an die Ems zu gehen?“

Über den Nagelshof sind wir durch die Felder Richtung Ems gelaufen. Die Straße Nagelshof war nicht so lang wie heute, wo sie bis zum Berufsbildungs- und Technologiezentrum (BTZ) des Handwerks führt, sondern sie endete als Sackgasse am Wall. Von da, wo heute ein Durchbruch für den Autoverkehr ist, führte ein Trampelpfad bis zur Ems.

Um bis zum Fluss zu gelangen, mussten wir die gerade im Bau befindliche Umgehungsstraße queren. Wir hatten vor zu spielen und unsere Tornister waren uns im Weg. An der Baustelle kam uns die Idee, die Schultaschen im Sand zu vergraben. Wir fanden etwas Papier, etwa von Zementsäcken und schützten die Schultaschen damit vor dem Sand, den wir darauf verteilten. Zu dem Zeitpunkt war die Baustelle menschenleer.

An der Ems bastelten wir uns aus Weidestöcken Flitzebögen und vergaßen dabei die Zeit. Um die Mittagsstunde bekamen wir Hunger und schlenderten zurück. Doch da war der Schrecken groß: Die Tornister waren weg! Wo vorher niemand war, waren zwischenzeitlich allerlei Arbeiten im Gange. Der Sand war völlig anders verteilt als vorher, Radlader und Planier- raupen hatten ganze Arbeit geleistet.

Zwar haben wir noch eine Weile gesucht. Die Arbeiter anzusprechen haben wir uns nicht getraut. Zuhause musste ich mit der Sache her-ausrücken. Allerdings habe ich meiner Mutter nicht die ganze Wahrheit gesagt: „Den Tornister hätte ich an einem Ort abgestellt, den ich dann nicht mehr wiedergefunden hätte.“ Das





war ja nicht gelogen. Dass dieser Ort die Baustelle der neuen Umgehungsstraße war, habe ich freilich für mich behalten. Meine Mutter war wie immer ziemlich milde und hat nicht viel geschimpft. Ich bekam neue Bücher und eine neue Griffelmappe und damit hatte es sich dann.

Irgendwo hier liegen vermutlich immer noch die Tornister von Heinz Lampe und seinem Schulkameraden Eddie vergraben

Maria Rump, Jahrgang 1934
Margret Strauch, Jahrgang 1935

Der Austausch von Erinnerungen funktioniert am besten, wenn zwei oder mehrere Menschen miteinander sprechen und sich durch Einwüfe immer wieder gegenseitig ergänzen können. Wer Maria Rump und Magret Strauch dabei zuhört, wie sie sich an Kindheitserlebnisse aus Meppen zurückerinnern, wird das schnell merken. Maria Rumps Sohn Axel ist mit Margret Strauchs Tochter Jutta verheiratet, und so kommt es nicht selten zu einem derartigen Klönschnack.

Dialog über alte Zeiten

Maria: Wir haben in meiner Kindheit alle Plattdeutsch gesprochen.

Margret: Bei uns im Haus wurde kein Platt gesprochen. Mein Opa kam aus Magdeburg und der verstand kein Platt. Deshalb hatte ich aber in der Schule auch immer Null Fehler, weil ich Hochdeutsch konnte.

Margret: Papier war während meiner Kindheit

besonders wertvoll. Und zwar so wertvoll, dass jeder einzelne Fetzen auf die Toilette kam. Mein Opa war so ein ordentlicher Mensch, der hat die einzelnen Fetzen mit dem Zollstock abgemessen: zwanzig mal zwanzig Zentimeter waren sie groß!

Maria: Damals brauchte man keine Papiertonnen, denn man heizte ja auch mit dem Papier. Später haben wir mit Torf geheizt. Ich weiß noch, wie wir zum Torfstechen nach Groß Hesepe gefahren sind und dann von der Moorbahn aus noch eineinhalb Kilometer laufen mussten. Margret: Das Papier wurde ja dann ins Plumpsklo geworfen und landete somit schließlich auf dem Acker.

Maria: Wir hatten immer besonders dicke Gurken und Kartoffeln!

Maria: Erinnerst du dich noch an Änne (Name wurde geändert)? Änne war eine Nachbarin. An ihrem 80. Geburtstag kam die Zeitung vorbei, um einen Bericht über sie zu schreiben. Die hat die Reporter weggejagt mit den Worten: „Ruut, ik will doch nich, dat de Lüü sich mit min Gesicht den Hintern abputzen!“ – weil Zeitungspapier ja als Klopapier benutzt wurde.

Margret: An Änne kann ich mich gut erinnern. Das war so eine Marke! Ich weiß noch, wie sie auf unseren Hof kam, um mit dem Zollstock abzumessen, ob die Schweineschwarten nach dem Schlachten für sie und uns auch gleichgroß sind. Und dabei ist sie mitten über den Misthaufen gelaufen, nicht drumherum.

Maria: Dafür hatte sie aber immer einen blitzblanken Herd. Rund um die Kochtöpfe standen bei ihr immer alte Heringstöpfe, damit nichts auf den Herd tropfen konnte. Ich weiß das, weil ich weitläufig mit ihr verwandt war.

Margret: Wir hatten damals ein Stück Land an der Hase. Es war so üblich, dass man bei den anderen half, wenn man mit seiner eige-

nen Kartoffelernte fertig war. Und die Änne, die konnte Kartoffeln roden!

Maria: Änne hatten einen Hahn. Der war so frech, dass er uns Kindern auf den Kopf sprang. Und ihre Hühner durften zu ihr in die Küche. Das war schon eine, die Änne! Zum Geburtstag hat sie uns Tortenplatten gemacht. Aber man durfte sich ja nicht mit ihr anlegen! Ihr Sohn war Schneidermeister. In seinem Geschäft war eine Stufe, auf die man sich stellen musste, und dann schnitt er rundum zu, damit der Stoff gerade abkam. Das war ein tüchtiger Schneider! Die Sachen, die von ihm kamen, die saßen! Hatte er nicht die ganzen Schützenfestjacken genäht?

Margret: Ja, bis er nicht mehr konnte. Er war ja Jahrgang 1910.

Maria: Früher hatte jeder ein Schwein und eine Ziege.

Margret: Änne kam mal zu meinem Opa und sagte zu ihm: Meine Ziege braucht einen Bock. So war das damals.

Margret: Früher half jeder dem anderen.

Maria: Heute beschweren sich die Leute, wenn ein Hahn kräht. Das wird dann per Gerichtsbeschluss verboten. Jeder ist für sich und alle wollen immer mehr. Und die Natur spielt verrückt.

Margret: An der Emsbrücke wurde früher die Wäsche gebleicht. Die Männer haben an der Badestelle ein Stück Ufer freigehalten, damit die Waschfrauen dort die Wäsche machen konnten.

Maria: Es gab die Witwe eines Fuhrunternehmers, die musste für die Familie eines reichen Unternehmers die Wäsche und den Haushalt machen, um den Lebensunterhalt zu verdienen. Sie musste schon morgens um 5 Uhr zu dem Unternehmer gehen. Manchmal hat sie etwas Persil für meine Mutter abgezwickelt. Das Essen für ihre eigenen Kinder hat sie vorher gekocht und in die Betten gestellt, damit es

warm blieb.

Margret: Wir konnten nicht schwimmen. Das wurde uns nicht beigebracht.

Maria: „Schwimmen bruk wi nich“, sagte meine Mutter. Ich hatte mir aber zum Baden in der Ems einen Unterrock angezogen, den ich unten mit einer Sicherheitsnadel zusammengesteckt habe.

Margret: Ich hatte ein langes Hemd an. Wir hatten eigentlich nichts.

Maria: „Ich bin urlaubsreif?“ So etwas gab es bei uns nicht!

Margret: Aber manchmal gab es leckeres Essen, zum Beispiel ausgebratenen Speck. Fleisch gab es kaum.

Maria: Speck mit Zwiebeln gebraten, abgelöscht mit Mehl und Buttermilch und dann mit Kartoffeln aufgestippt! Lecker!

Margret: Unsere Milch meckerte immer noch aus dem Pott. Das war Ziegenmilch von unseren zwei Ziegen. Ich mochte keine Ziegenmilch. Gegen Ende des Kriegs gab es Viehzählungen. Man durfte nämlich nicht einfach so schlachten. Das galt sonst aus Schwarzschlachten. Einmal hatten wir zuhause ein Schwein geschlachtet, da lief das Blut aus der Küche heraus, als der Viehzähler gerade an der Tür klingelte. Mein Vater hat gesagt „Wir haben gar keine Schweine“ und hat den Viehzähler abgelenkt. Wenn der das gemerkt hätte... Aber die Zeiten haben sich geändert. Zum Glück, denn ich möchte nicht, dass meine Enkel so etwas erleben müssen.

Maria: Und trotzdem waren wir zufrieden.

Margret: Einer half dem anderen. Wenn meine Schuhe zu klein waren, bekam der Nachbar sie. Zur Kommunion hatte ich eine Uhr mit einem roten Armband. Für die Fotos hat jedes Mädchen die Uhr abwechselnd getragen.

Maria: Wir hatten kein Radio, Fernsehen oder Handy. Abends haben wir Handarbeiten ge-

macht und uns gegenseitig was erzählt.

Margret: Doch, wir hatten einen Volksempfänger von Blaupunkt. Opa hat darauf immer Feindsender gehört mit der Decke über dem Radio. Ich musste immer Watte in die Tür stopfen, damit das ja niemand hört.

Maria: Ich bin immer zu Stürzels Artur in die Bahnhofstraße gegangen. Der hatte dort einen kleinen Emmaladen. Wir haben immer für fünf Pfennig Lakritze gekauft. Eine seltsame Sache ging dort vor sich: Manche Männer kamen in den Laden, haben nichts gesagt, sondern haben nur dreimal auf die Theke geklopft. Der alte Stürzel ist dann nach hinten gegangen, hat den Männern was hingelegt, und die haben es bezahlt. Ich habe unsere Jungs in der Schule gefragt, was es damit auf sich hat, und die haben gesagt: „Was bist du doof! Da kannst du Pariser kriegen“. Ich habe meine Mutter dann gefragt, was Pariser sind, aber die wollte es mir nicht sagen. Da hab ich gesagt, dass ich dann eben meine Lehrerin frage. Meine Mutter ist dann richtig wütend geworden und meinte: „Dat dies du nich!“

Margret: Nur bei Stürzels Artur gab es die Pariser.

Margret: Es gab eine Familie, die ihren Söhnen selbst die Haare geschnitten hat, mit dem Pott auf dem Kopf. Einmal haben sie den Pott zu tief runtergezogen, so dass er nicht mehr runtergegangen ist. Die Familie ist dann zum Arzt gegangen, der meinte aber: „Was soll ich denn da jetzt machen?“ und hat die Familie zum Klempner geschickt.

Albert Korthaus, Jahrgang 1935

Albert Korthaus hat einen Lieblingssort im Emsland: Es ist das Moormuseum in Geeste-Groß Hesepe. „Hierher führe ich jeden meiner Besucher“, erzählt der gebürtig aus Dortmund stammende Landwirtschaftsober- rat a.D. Besonders die Bodenverbesserungen im Emsland mit Hilfe der Tiefpflüge haben es ihm angetan. Im Moormuseum läuft in Dauerschleife der Film „Moordämmerung“. Dieser stammt aus den 1950er Jahren und zeigt, mit welcher nahezu übermenschlicher Anstrengung aus dem Moor bewohnbares Land und landwirtschaftlich nutzbare Fläche geworden sind. Albert Korthaus meint, dass dieser Film sehr dazu beitragen kann, das Emsland und seine Geschichte zu verstehen.



Die Geschichte des Emslandes ist durch Moore geprägt – davon weiß Albert Korthaus aus Meppen zu berichten



Korthaus kennt das Emsland und vor allem die Mentalität der Landwirte sehr gut. „Wir willt dat ja eigentlich nich, ower wenn de haugen Herren von Meppen dat so mennt,

willt wi dat so maken“, so sei die Einstellung bis zum Ende der 1980er Jahre gewesen, die Korthaus und seinen Kollegen von der Landwirtschaftskammer entgegenkam. Danach habe sich diese verändert: Viel selbstbewusster seien die Landwirte geworden, vor allem auch durch bessere Bildung. „Ich habe immer gesagt, wir hatten bei unserer Arbeit eine „grüne Mütze“ und eine „rote Mütze“ auf. Die grüne, wenn wir die Landwirte beraten haben und die rote, wenn wir kontrollieren mussten, etwa, wenn es um die Gülleverwertung ging“, erinnert er sich.

Die Emsland GmbH ist gegründet worden, um die Fördermittel optimal einzusetzen und die sinnvolle Zusammenarbeit der vielen beteiligten Firmen, Verbände und Behörden zu gewährleisten. Gefördert wurden wasserwirtschaftliche Maßnahmen, Wege- und Straßenbau, Maßnahmen zur Wasser- und Stromversorgung und landeskulturelle Maßnahmen zur Agrarstruktur- und Bodenverbesserung. Dass die Emsland GmbH von Anfang an dieses Gesamtpaket als Aufgabe sah, war eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg. Ebenso wichtig war es, dass die notwendigen Erhebungen und Pläne förderungsfähig waren. So wurde sehr früh die Erstellung von Boden- und Moorkarten gefördert.

Die Landbauaußenstellen der Landwirtschafts-

kammern Weser-Ems in Oldenburg und Hannover waren Fachdienststellen für Agrarstruktur und Landeskultur. Korthaus arbeitete seit 1975 bei der Landbauaußenstelle Meppen, die das Emsland und die Grafschaft Bentheim betreute. Mit seinen Kolleginnen und Kollegen führte er schwerpunktmäßig Tiefpflugmaßnahmen durch. Zu den Arbeiten zählten Bodenuntersuchungen, Informationen für die Grundeigentümer, Aufstellen der Pläne und Abstimmung mit Behörden und Verbänden, Ausschreibungen, Vergabe, Bauleitung, Abnahmen und Abrechnungen. Erst durch wasserwirtschaftliche Maßnahmen und das Tiefpflügen konnten oft die erforderlichen Siedlungsgebiete und Gewerbegebiete ausgewiesen werden. Aus seiner Sicht war dies überhaupt Grundlage für die Entwicklung des Emslandes.

Deshalb ist ihm sehr wichtig, dass die Tiefpflugtechnik nicht vergessen wird. Er sagt darüber: „Im Emsland erinnern sich viele Menschen an die Moorkultivierung durch Ottomeyer-Tiefpflüge. Zu Recht wurde dieser Arbeit im Moormuseum mit dem Mammut-Tiefpflug und den zwei Lokomobilen „Thüringen“ und „Magdeburg“ ein Denkmal gesetzt. Keine besondere Erinnerung gibt es bislang daran, dass insgesamt mehr abgetorfte Flächen mit dem Beettiefpflug und bis zu 5 Zugraupen mit insgesamt 1000 und mehr PS kultiviert wurden. Der große Vorteil der Kultivierung mit Zugraupen lag darin, dass man auch kleine Flächen tiefpflügen konnte. Ohne diese landeskulturellen Maßnahmen wäre die Entwicklung des Emslandes seit 1955 nicht möglich gewesen. Es stimmt nämlich nicht, dass die tiefgepflügten Flächen alle in landwirtschaftliche Nutzung übergingen. Vor allem linksseits wurden viele Bereiche als Wohngebiete, Gewerbegebiete, Sondergebiete wie Sportplätze und auch als Straßen ausgewiesen.“

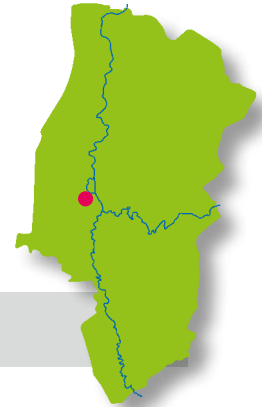


Mit modernen Tiefpflügen konnten auch die verschiedensten Bodenverdichtungen auf Podsolen, Gleyen, Pseudogleyen und Raseneisenerzböden beseitigt werden. Hier waren viele der als Tiefpflugfirmen tätigen Unternehmen sehr kreativ tätig. Sie entwickelten den bei den Niederländern üblichen Mengwöhler-Tiefpflug weiter. In den Niederlanden gab es viele von Hand kultivierte Moorflächen. Sie litten oft unter zu geringem Sandanteil im Verhältnis zum Torfanteil. Die Niederländer holten in einer zweiten Pflugmaßnahme mit Hilfe einer Sandschiene mehr Sand in den Oberboden. In Deutschland entwickelten die Unternehmen den sogenannten Mischwühlpflug. Dazu wurde der untere

Teil des Streichblechs verkleinert. Dadurch wurde erreicht, dass der humose Oberboden nicht auf die gesamte Pflugtiefe verteilt wurde. Dennoch wurde durch die Verlagerung der verfestigten Bodenschichten eine dauerhafte Verbesserung des Bodens erreicht. Als Tiefpflugfirmen, die im Raum Weser-Ems gearbeitet haben, seien genannt: Firma Knoll aus Haren, Firma Nie-Tieke aus Emsbüren, Firma Wübben aus Emstek, Firma Holt aus Haselünne, Firma Ottomeyer aus Pyrmont Lügde sowie die Firma Jänen aus Meppen.

Nicht nur im Moormuseum Groß Hesepe sind historische Tiefpflüge zu bewundern. Ein Tiefpflug steht beispielsweise auf dem Gelände des Treckerclubs Lingen-Brockhausen. Auch die Firma Jänen, die als einziges Unternehmen bis heute noch Tiefpflüge einsetzt, zeigt auf ihrem Firmengelände in Meppen Versen häufig einen ihrer voll funktionsfähigen Beettiefpflüge.

Bericht aus Meppen -Versen:



**Annegret Schultejas,
Jahrgang 1938**

Unnerwegens

Miene Geschichte is so änners, aver se is wohr. Ik schriev se nich, üm äin Pries tau kriegen. Ik schriev dat, wat ik all immer mol vörha - vör miene Nakomens un umdat dat nich vergeten wett.

Et was 1944 un de Krieg tobte. Masse Lüde wasen unfreiwillig unnerwegens. In dat lütke Döörp Versen achter Möppen kregen wi dat so richtig mit. Dor was nämlich dat Strafgefangenenlager. Sommerdags seten wi Kinners in dat Gress vör den Husgorn. Mit dat lange Gress dön wi dann Sterde plechten. Dor kömen lange Trecks von Soldaten tofaute von Möppen no't Versener Lager. Se hän oldet Tüchs an un söhen nich gaut ut. Wi Kinners hän uk Angst un verstoppten us.



Wenn äin Soldat nich gaut lopen kunde, wörde häi van siene Kameraden stützt. Manges worden de Kranken ut den Treck rutnomen un bi den Kroog Wäntkes achter de Schüre doodhaut.... un disse Schreie hör ik noch vandage. Use Öllern hebt us immer in`t Huus holt. Se kunnen et nich verhinnern, dat wi dat mitkregen. Miene Öllern sähn faken: „Et lich dor weer äine dood“.

Äines Dages köm äin groten Offizier bi us in de Köke. Ik sat bi use Vader up den Schoot vör`t Für un wi ik runner von Schoot güng, söh ik bloß noch däi schwatten Stevels.

Däi Offizier was heller grell un et güng üm mienne Mauder. Et güng uk üm Kartüffeln, soväl krech ik mit. Min Mien Vader heff fien mit den Offizier proatet un ik wäit noch, wie mien Vader mit üm no Buten güng.

As mien Vader weer in`t Huus köm, keek häi ut, wovör mi bang was. Tau miene Mauder heff häi secht: „Trude, nu is dat doan mit dat Kartüffeln koken, änners hoalt däi di aff“.

Mauder heff masse schraid un mi later verteld, säi har de Tüffeln kocht und verstopped vör de smachtigen Soldaten, däi haan er lid doan un säi hopde, dat ähre veer Brauers von annere Minsken uk wat tau äten kreegen.

Tante Laide un de Wöste

Äines Dages köm Tante Laide mit er Rad tau Beseuk. Se was in Möppen ween un köm an use Huusdöre vörbi. Se hä äinen Schien kregen, üm Schaue tau kopen vör ähren körperbehinderten Söhn. Se hä uk Wost inköfft, moal wat Beteres un hä dat achtern up`t Rad paket.

Do köm Fliegeralarm un wi mössden aalle in de Dannen in sükke grote Kuhlen. As wi weerkömen was dat Wostpaket von`t Rad un dat Papier was rünner. Naobers Köter ha wat roken un de heff sük de fiene Wost gaut schmecken loten. Vör`n Krieg hä däi jo kien Schiss.

Man Tante Laide schraide un is no Huus föhrt an`t Lager vörbi no Wesevermoor tau.

Bericht aus Sögel:

Ursula Deitermann, Jahrgang 1943

Im Nordosten des Landkreises gibt es den Hümmlinger Pilgerweg. Mit einer Gesamtlänge von 90,7 km führt der Rundweg von Sögel über Werlte, Lorup, Esterwegen und Börger wieder zurück in die für das Jagdschloss Clemenswerth bekannte Gemeinde Sögel. Ursula Deitermann aus Sögel hat sich 2009 als Begleiterin für Pilger ausbilden lassen und erzählt, was sie an dem Rundweg so fasziniert.



Erlebnisse auf dem Hümmlinger Pilgerweg

„Mich persönlich hat eine Wanderung mit meinen Geschwistern sehr beeindruckt. 2011, als der Pilgerweg für mich noch recht neu war, bin ich ihn mit einer kleinen Gruppe von sieben Leuten komplett abgelaufen. Dabei haben wir so viel Gutes erfahren! Ich möchte das gern einmal erzählen, um zu zeigen, wie herzlich und selbstlos die Leute hier sind. Über die Emsländer bzw. die





Von einem
besonderen Weg
im Emsland kann
Ursula
Deitermann
berichten

Hümmlinger wird oft gesagt, sie seien stur. Dieses Vorurteil ist auf unserem Pilgerweg widerlegt worden.

Am 30. April 2011 machten wir – eine überschaubare Gruppe von sieben Personen im Alter von 60 bis 74 Jahren – uns auf, den Hümmlinger Pilgerweg von Sögel nach

Werlte, Esterwegen und über Börger wieder zurück nach Sögel zu erpilgern. Der Hümmlinger Pilgerweg führt nicht wie der bekannte Jakobsweg auf ein Ziel zu: Unser Pilgerweg ist ein Rundweg. Die Streckenführung des Hümmlinger Pilgerwegs wählt nicht die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten. Oft herrscht eine Umwegstrategie, die dem Pilger zeigt, dass dieser Weg durch den Hümmling dem echten Lebensweg ähnlich ist. Im wirklichen Leben geht es auch nicht immer geradeaus. Schon als Schüler muss man gelegentlich Umwege machen, um sein eigentliches Ziel zu erreichen.

Voller Zuversicht und Vertrauen machten wir uns vom Schloss Clemenswerth aus auf den Weg. Wir lernten schnell, den Kreuzen mit ihren Richtungsangaben auf den Findlingen, die am Wegesrand stehen, und deren Richtungsfahnen zu folgen. Wir gingen also von Stein zu Stein vorwärts. Schon kurz vor Mittag erreichten wir das bronzezeitliche Gräberfeld „Männige Berge“. Hier lud uns eine Sitzgruppe ein zu rasten. Kaum hatten wir Platz genommen, warfen wir einen Blick auf den nebenstehenden Sinnpruchstein. „Segen spüren“ lautet dieser. Im selben Moment bog mein Sohn im Auto um die Ecke. Er und seine Familie überraschten uns mit belegten Brötchen und Kaffee. Nach einem schmackhaften Mahl waren wir uns sicher, den Sinnpruch am eigenen Leib erfahren zu ha-

ben. So gestärkt und zufrieden wanderten wir weiter, mal schweigend, mal über die Sinnsprüche diskutierend. Am frühen Abend erreichten wir Werlte. Das Motel am Bürgerpark ließ keine Wünsche offen.

Nach einem sehr guten Frühstück brachen wir unser Pilgerlied „Wo zwei oder drei...“ singend in Richtung Lorup auf. Da die Strecke von Werlte nach Lorup nicht ganz so weit ist, nahmen wir uns Zeit für eine ausgiebige Erkundung des sehenswerten Bibelgartens in Werlte. Schließlich ging es weiter, immer den Wegweisern folgend. ‚Wir kennen uns ja schon aus‘, so unser Gedanke. Irgendwann allerdings fiel uns auf, dass wir bereits eine geraume Zeit keinen Hinweis für den Pilgerweg mehr gesehen hatten, und unsere Schritte wurden zögerlicher. Wir bemerkten, dass wir nicht genügend Acht gegeben hatten. An einer Kreuzung, an der es offensichtlich nach Rastdorf ging, standen wir etwas dumm da. Meine Schwester lief auf einen nahegelegenen Hof zu, um sich schlau zu machen. Schließlich kam sie zurück, zwei Autos folgten ihr. In den Wagen saßen Mutter und Tochter, die sich bereit erklärten, uns zur richtigen Abzweigung zurückzufahren. Wir konnten unser Glück kaum fassen, dass wir uns diese zwei Extra-Kilometer sparen konnten. Was für ein Segen für uns!

Eine ganze Weile konnten wir kaum glauben, dass wir auf eine so selbstverständlich hilfsbereite Hümmlinger Familie gestoßen sind, die uns mit Sack und Pack an die richtige Abzweigung gefahren hat. Erneut empfanden wir es als schöne Erfahrung, den Segen zu spüren, das Gute zu erfahren, das uns durch Menschen widerfährt. Dankbar folgten wir wieder dem gekennzeichneten Pilgerweg. Nach gut einer Stunde hörten wir ein Motorengeräusch hinter uns und traten zur Seite. Es war eine der Frau-

en, die uns zurückgefahren hatten! Sie lud uns ein, bis zur nächsten Ruhebänk zu gehen, denn dort wollte sie uns mit Kaffee, Tee und Gebäck erfreuen und stärken. Wir waren sprachlos. Was für ein schöner Pilgertag! Dreimal hintereinander Gottes Segen hautnah zu spüren ist eine eigene Erfahrung. In Lorup übernachteten wir beim Gasthof zum Käpt'n. Hier servierte man uns ein sehr gutes und reichliches Drei-Gänge-Menü, bei dem wir tüchtig zugriffen haben, denn wir hatten uns einen gesegneten Appetit erpilgert.

Die dritte Etappe von Lorup nach Esterwegen war sehr windig. Der Wind kam von Norden, und wir stemmten uns gegen ihn. Er wirbelte die Erde auf und wehte den Staub durch die Luft. Aber niemand klagte, weder über den Wind, noch über Blasen an den Füßen. Manchmal hatten wir jedoch den Verdacht, dass der Weg tatsächlich unter unseren Füßen wuchs. Dieser Tag war anstrengend! In Esterwegen übernachteten wir in einer Privatunterkunft. Vorher jedoch gingen wir zum Essen in eine Gastwirtschaft neben der katholischen Kirche, wo uns der Wirt ein köstliches Essen zubereitete.

In unserer Privatunterkunft erhielten wir am nächsten Morgen ein Frühstück, das dem in einem 5-Sterne-Hotel in nichts nachstand. Neben einer großen Auswahl gab es sogar noch etwas für unterwegs mit. Mehr kann man seinen Gästen nicht bieten. Ich dachte an den Sinnspruch „Der Herr ist mein Hirte“, weil es uns an nichts mangelte. Die Tagesetappe nach Börger erlaubten wir uns, ein wenig abzukürzen. Der Frühling zeigte sich in seiner schönsten Blüte. Rhododendren, Weißdornhecken, gelber und roter Ginster, riesige gelbe Rapsfelder, bekannte und unbekannte Wiesen- und Wegesrandblüten: Unsere Augen hatten viel zu

sehen und unsere Ohren lauschten dem Gewitscher der Vögel. Die Welt war schön! Und der Weg erschien uns ganz schön lang zu sein. Wir umrundeten einen kleinen See hinter Bredenbergsberg und dann ging es immerzu an der Ohe entlang. Immerzu, unentwegt. Der Weg wurde leicht beschwerlich, und wir sehnten uns vergeblich nach einer Sitzgelegenheit. Als wir uns Börger näherten, kam uns der Kirchturm vor, als wäre er nur noch ein paar hundert Meter entfernt, und meine Schwester klagte über Schmerzen im Knie. Deshalb meinte sie, dass sie auf einen weiteren Umweg gut verzichten könnte. Wir trennten uns von der Gruppe und nahmen den vermeintlich kürzeren Weg nach Börger. In der Nähe einer sehr großen Biogasanlage streifte ihr Knie dann völlig, deshalb hielt sie kurzentschlossen das erste Auto an, das uns überholen wollte. Der Fahrer, ein junger Mann, war sofort bereit, uns zu helfen. Er fuhr uns zur Kirche, obwohl das gar nicht sein eigentlicher Weg war. Und wieder einmal haben wir die selbstverständliche Hilfsbereitschaft der Hümmlinger erfahren dürfen.

Nach einem sehr schmackhaften Jugendherbergsfrühstück begann unser fünfter und letzter Tag mit einem Besuch der Kirche. Hier sprachen wir ein stilles Morgengebet und machten uns auf die letzte Etappe. Wir konnten auf dieser letzten Etappe besonders gut die schöne Landschaft genie-



ßen. In Werpeloh machten wir eine Ruhepause, besuchten die Kirche und das Batakhaus. Es war beeindruckend! Nach dem Passieren des jüdischen Friedhofs wollten wir uns beim Haus der Schwester meiner Schwägerin von unseren Angehörigen abholen lassen. Zwar waren wir ein wenig geschafft, aber wir hatten auch den Pilgerweg geschafft! Als wir ins Haus gebeten wurden, trauten wir unseren Augen nicht, denn uns erwartete eine reich gedeckte Vespertafel. Kartoffelsalat mit Würstchen, Kaffee, Tee und Schnittchen wurden uns gereicht. Es gibt Situationen, da weiß man nicht so recht, wie einem geschieht. Auf unserem Pilgerweg erfuhren wir, wie selbstverständlich wir aufgenommen, wie reichlich wir beschenkt wurden. Mit einem Wort: Es war eine wunderschöne Erfahrung, wie wir Gottes Segen spüren durften.

Den Pilgerweg möchte ich jedem ans Herz legen, der eine Reise zu sich selbst machen möchte. Er ist nicht an eine Religion gebunden. Anfragen für Informationsmaterial oder auch für eine Begleitung sind an die Touristeninformationen auf dem Hümmling zu richten.“



Bericht aus Haselünne:

Agnes Germer, Jahrgang 1937

„Mir sind all diese Ereignisse von früher immer durch den Kopf gegangen. Seitdem ich sie aufgeschrieben habe, habe ich Ruhe“, sagt Agnes Germer aus Haselünne. An dieser Stelle geben wir einen Ausschnitt aus ihren umfangreichen Aufzeichnungen wieder:

„Über den weiten Flächen der Felder wurden von Flugzeugen Ladungen blinkender Stanniolstreifen abgeworfen, deren Lichtreflexe gegnerische Flugzeuge irritieren sollten. Man hörte dazu zwei Versionen: Die Stanniolstreifen würden von feindlichen Flugzeugen abgeworfen, damit das deutsche Radar die Bomber weniger sicher orten könnte. Oder: Die Streifen kämen von deutschen Flugzeugen, um anfliegende Geschwader zu irritieren. Ich weiß nicht, wie es wirklich war. Einmal, im ersten Schuljahr, stand ich allein mit meinem Schultornister auf dem Rücken auf der Hammer Straße. Ein Tiefflieger kam von der Hase her heran. Ich lief nicht in den nächsten Einmannsbunker, sondern blieb mitten auf der Straße stehen und dachte: „Wenn häi will, kann häi mi nu dodschäiten.“ (Wenn er will, kann er mich jetzt totschießen.) Mir passierte nichts. Ich war kaum 6 Jahre alt, aber diese Situation blieb mir lebenslang vor Augen.

Die Hammer Straße war eine feste, mit kantigen Steinen durchsetzte Schotterstraße, an der Nordseite gesäumt von Apfelbäumen; an der gegenüberliegenden Seite verlief ein Fahrpättchen aus fester Erde.

Der von Pferden gezogene Milchwagen, der unsere vollen Kannen frühmorgens von der Milchbank mitnahm und sie des Mittags, leer oder gefüllt mit Mager- oder Buttermilch, zurückbrachte, war neben unseren Ackerwagen und denen der Bauern aus dem nächsten Dorf das einzige Fuhrwerk, auf das wir zu achten hatten. Wir spielten sorglos auf der ruhigen Straße Fußball. Beim Fußballspiel bildete unsere Hohefahrt das Tor, die Straße mit den Seitenräumen das Spielfeld, die Einfahrt zu unserer „Steinburgs Wiske“ (Wiese) war das Gegentor. Diese Wiese und ein Stück Ackerland hatten meine Eltern 1936 auf fortwährendes Bitten

und Drängen von unserem jüdischen Viehhändler gekauft. Schon ein Jahr zuvor hatte der Händler meinen Vater flehentlich gebeten, ihm das Grundstück, das unserem Haus unmittelbar gegenüberliegt, abzukaufen, damit er seine Schulden bei den Bauern in den umliegenden Dörfern bezahlen könne, sonst dürfe er, wie er immer wieder sagte, „da nicht mehr auf den Hof kommen“. (Auf Plattdeutsch: „Gerd, ick gönndi dät doch.“) Nach der Heirat mit meiner Mutter fassten beide schließlich den Entschluss, das Land und die Wiese zu kaufen, obwohl sie sich Gedanken über die Rückzahlung des Darlehens machten. Von der Kaufsumme wurden 10 Prozent „einbehalten“, das übrige Geld wurde den Gläubigern in unseren Nachbardörfern, die wir gut kannten, direkt ausgezahlt. Somit konnte der Viehhandel weiterbestehen. Meine Mutter ging jahrelang „Flicken auf Flicken“, um den Kredit abzahlen.

Ihre politischen Informationen bezog unsere Familie – wie die meisten Leute in unserer Umgebung – aus der Tageszeitung, dem „Kirchenboten“ und den Predigten der Geistlichen während der Sonntagsmesse. Später kamen ein Radio, das kirchliche „Liboriusblatt“ und das katholische Heft „Frau und Mutter“ hinzu. Mein Vater schaltete das Radio, das auf einem kleinen hohen Wandregal stand, zweimal täglich ein: Um 6 Uhr zur Morgenandacht und 13.00 Uhr zum Landfunk.

Gegen Ende des Krieges wurden „Bürofräuleins“ als Aushilfslehrerinnen eingesetzt, weil es kaum noch Lehrer gab. Unser Fräulein konnte keine Disziplin in der Klasse halten. Selbst ich als äußerst schüchternes, ja ängstliches Kind habe mich einmal im Unterricht auf mein Schreibpult gesetzt und bin einmal herumgerutscht. Der Unterricht wurde zu dieser Zeit auf provisorische Klassenräume in der Stadt ver-

teilt, in Geschäfts- und Büroräume und in die beiden Besucherzimmer des St. Ursula-Klosters, aus dem die Schwestern vertrieben worden waren. Öfen wurden in diese Räume gestellt, das Ofenrohr wurde durch eine in eine Fensterscheibe geschnittene Öffnung nach draußen geführt. Wir waren sozusagen „Schüler ohne Schule“; das Schulgebäude wurde anderweitig benötigt. Das geräumte Kloster war fast ganz von der „Napola“ besetzt; unser kleiner Bereich war durch eine Bretterwand quer über den Flur abgetrennt. Die jungen Männer der „Napola“ sprangen an der Bretterwand hoch und guckten zu uns herüber, sprachen uns aber nicht an. Täglich erhöhten sich die Schülerzahlen durch Evakuierte und Ausgebombte; dadurch reichte auch unsere große Volksschule räumlich nicht mehr aus. Zeitweilig waren etwa 70 Schüler in der Klasse, viele hatten keinen Sitzplatz. Welch eine Last für die Lehrpersonen!

In sorgfältiger Aufmachung fuhr meine Mutter zur Stadt, wenn der Chefarzt des örtlichen Krankenhauses sie bat, einen verzweifelten Patienten zu trösten, der eine ähnliche Krebsoperation zu überstehen und mit den Konsequenzen zu leben hatte wie sie selbst. Meine Mutter erlitt zwei große Krebsoperationen, als ich neun, dann elf Jahre alt war, also in der „schlimmen Zeit“ das heißt vor der Währungsreform (20. Juni 1948). Da es keinerlei Stoma-Versorgung gab, pflegte meine Mutter sich sorgfältig, unter anderem mit Billroth-Batist aus der Apotheke, ein spezielles Material, das wir für sie abholten. Um die Krankenkasse nicht zu sehr zu belasten, nahm Mama einen Monat den Zellstoff auf Rezept, im nächsten Monat bezahlte sie das unumgänglich notwendige Material von ihrer Rente. In der „schlechten Zeit“, also zwischen Kriegsende und Währungsreform, wurde meine Mutter zu radiologischen Bestrahlungen in die Uni-Klinik Münster eingewiesen. Sie konnte

nach der zweiten Operation, vor allem wegen des amputierten Steißbeins und der großen Wundnarben, kaum gehen. Aber zwischen der Klinik und dem „Bestrahlungsbunker“ gab es keinen Transport. Zu den vorhandenen Leiden kam noch die Bestrahlungsübelkeit. Mama sagte später (auf Plattdeutsch): „Ich bin hinter den Büschen zur Klinik zurückgekrochen.“ Ich weine darüber noch heute. Aber damals wussten wir nichts von ihrem Elend. Es gab keine Bahn- oder Postverbindung. Wir konnten sie nicht besuchen, nicht mit ihr telefonieren. Und sie wusste auch nicht, wie unser Vater mit uns drei Kindern, seinem alten Vater und der Landwirtschaft - auf sich gestellt – zurechtkam. Tante Anna wusch, putzte, kochte, so gut sie konnte. Jeden Tag betet Papa mit uns für Mamas Genesung.

Landwirte wurden als „Selbstversorger“ eingestuft, sie erhielten andere und auch weniger Lebensmittelmarken als die Städter. Wir konnten auf Marken nur kaufen, was wir selbst nicht erzeugen oder herstellen konnten, zum Beispiel Zucker, Margarine, Salz. Da mein Vater eine Bienenzucht unterhielt, bekamen wir eine beträchtliche Menge „Bienenzucker“, um durch „Honigproduktion die Volksernährung mit abzusichern“. Im Bienenhaus stand immer ein größerer Emailbehälter mit aufgelöstem Bienenzucker als Bienenfutter bereit. Papa sagte nichts, wenn wir den Bienen ab und zu einen Schluck Zuckerwasser stiebitzten. Wir übertrieben das Naschen nicht, das hätten wir gar nicht gewagt. Und wir wollten auch gar nicht mehr als einen Schluck. Papa holte köstlichen Honig aus den Körben. Eine Freude war es, wenn Mama sonntags in der Pfanne aus Margarine und Zucker Bonbons herstellte oder wenn wir das selbst machen durften, während sie den Sonntagsnachmittagsschlaf hielt und Papa seinen Spaziergang machte. Die Kinder

von „Selbstversorgern“ waren von der Schulspeisung ausgeschlossen.

Der Gemüsegarten, die Obstbäume, der Vorratskeller, die Mieten mit Kartoffeln, Steckerüben und Möhren, die Schlachtungen, sogar das „Buttern“ im Fass wurde immer wichtiger, um unsere Familie, Verwandte aus der Stadt und später auch unsere aus Schlesien vertriebenen Verwandten zu versorgen. Planung, Fleiß, Sorgfalt, Arbeit, Einteilung wurden immer entscheidender. Evakuierte, Ausgebombte und Hamsterer überfluteten unsere ländliche Gegend. Alle waren zu Fuß. Opa, der über achtzig Jahre alt war und schlecht laufen konnte, saß gern auf unserer Milchkanbank an der Hammer Straße. Wenn jemand vorbeikam oder -radelte, den/die er nicht kannte, fragte er auf Plattdeutsch: „Wat för'n Landsmann büss du?“ Fast alle unterbrachen ihren Weg für ein kleines Gespräch. Oft kamen auch Leute mit ins Haus, die eine Mahlzeit brauchten oder Durst hatten oder auch mal nur dem Regen entfliehen wollten. Tante Kipp aus Duisburg, die mit ihrem Mann unter unseren Tannen Wetterschutz gesucht hatte, blieb monatelang bei uns, um der Bombengefahr im Rheinland zu entgehen. Herr Kipp war Rechtsanwalt, er fuhr wieder nach Hause. Ich habe nie erfahren, wie das Ehepaar Kipp ausgerechnet nach Haselünne gekommen ist und welche Pläne oder Vorstellungen diese Leute hatten, und das, obwohl noch jahrelang Korrespondenz zwischen unseren Familien bestand. Tante Kipp bekam mein Schlafzimmer. Ich wurde zu meiner jüngsten Schwester in ein breites Strohsackbett umquartiert. Unsere „mittlere“ Schwester behielt immer ihr Einzelbett, weil sie so unruhig schlief und es niemand bei ihr aushalten konnte. Tante Kipp bekam immer Butter, dick auf Brot geschmiert. Sie war sehr kurzsichtig; wir drei Mädchen mussten abwechselnd täglich mit ihr einen Spaziergang

machen, eingehakt, damit sie nicht stolperte.

Wenn Hamsterer kamen, riefen wir unsere Mutter. Manche kamen regelmäßig, wir kannten sie mit Namen, zum Beispiel Fräulein Klarholz aus Wuppertal, die sich mit meiner Mutter anfreundete. Jeder Hamsterer bekam bei uns an der Tür oder in der Küche eine Kohlschuppe Kartoffeln und ein Stückchen Speck oder ein Ei, obwohl wir selbst kaum Eier aßen, sondern unseren Wareneinkauf mit Eiern bezahlten. Auf den großen Höfen gingen beträchtliche Tauschgeschäfte vor sich: Teppiche, Gardinen, Silberbesteck, Fahrräder gegen ein Schwein, ein Viertel Rind, ein Lamm.... Bei uns wurde kaum getauscht, eher geschenkt, bis eines Tages wir selbst einmal keine Esskartoffeln mehr hatten. Wir Kinder pflegten zu rufen: „Dor kump all weer'n Hamsterer!“ (Da kommt schon wieder ein Hamsterer!) Die Menschen liefen, auch mit schwerem Gepäck, weite Strecken zu Fuß. Züge fuhren kaum noch oder waren völlig überfüllt. Ich habe den Hamsteren auf der Hammer Straße manchmal nachgeschaut und mich gewundert, dass sie so schwer tragen konnten.“

Bericht aus

Twist- Hebelermeer:

**Margarete Niemeyer,
Jahrgang 1932**

Erlebnis ut miene Kinnertied

Geboren worde ik up nen Burenhoff un bün mit noch fie Geschwister upwassen. Bi us göng det nich so riewe tau, et gaf kiene Schlickereien un kein Taskengeld, wie de Kinner dat vandage aale krieget.

Dorüm freiden wi us dat ganze Johr up de Fierdage, denn dann gaft et immer wat Besünneres.

Erinnern kann ik mi noch an einen Nikolausdag, als he mi een Paar Holsken broch häf mit extra fein geelet Leer. Dat was mi aber gomich nou de Müsse un ik segte „Worüm heff de Nikolaus mi bloß Holsken brocht, de har ik doch sowieso krägen, wenn miene kaputt wassen?“

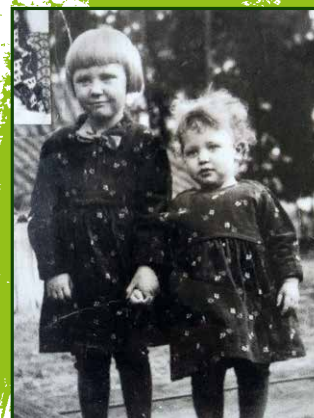
Do meente miene Mama: „Nu bekiek doch es dat moije geele Leer, dat heff doch kien eene.“ Un nu wass ik uk weer taufräie.

Vesper noa't Land henbringen

Tau `t Middagäten kömen de Mannslüde immer noa Huus, aber dat Vesperbrot mössen se up `t Rad noabracht kriegen.

Meistens mössden mien Süster un ik dat daun. Eene kregg de grote Kanne mit Koffie to drägen un de annere mössde den Korff mit Bodderbrüggen un de Tassen vör denn Koffie drägen. Weil wi dor nich immer so sachte mit ümgängen, wören de Tassen ok manchmal in Stücke, wenn wi up `t Land ankömen.

Do seggte use Mama tau us: „Ih möet mit denn Korff moij sachte ümgoahn, un dor nich mit herum schütteln, denn wenn de Tassen nämlich aneenanner rappelt, dor könt ih dat Stüttern



Gretel Niemeyer
un Süster Anni
(links) 1935

van leern“; un weil wi in use Dörp eenen kennen, de stütterde, wassen wi van nu an fein vörsichtig mit den Korff.

Vandage kann ik mi noch dorröver argern, dat wi dat uk glöwt hebbt.

Use Herm schöll melken leeren

Wenn de Kinner gröter wörn, mössen se uk up den Burenhoff mit anpacken helpen. Äs mien Broer Herm ut de Schoole köm, scholl he dat Melken leeren, weil he ja uk later denn Hoff övernähmen scholl.

Doch domols was et noch nich Maude, dat de Jungens melken mössen.

Un he wulde dat uk nich, wat schöllt miene Kumpels van mi denken, de lachet mi ja ut, segg he.

Do böet use Mama üm 5,- Mark, wenn he melken könn. Dat luude üm gaut tau; fief Mark wassen domols vääł Geld.

He probeerde dat Melken un et dürde gor nich lange, do könn he melken un he kreeg siene 5,- Mark.

Van nu an wörde he uk miträket un mössde immer melken.

Eenes Dages segg he, har ik doch blos nich de 5,-Mark annohmen.

De schwatte Peter

Wenn eeine van us Kinner Geburtstag har, dö use Mama immer eenen Kauken backen. Noahmiddags, wenn wi use Schaularbeiden fertig harn, gaff dat Kakao un Kauken.

Dornah dröfde dat Geburtstagskind sich een Speel wünsken; miene Süster, dat Geburtstagskind, wull gern Schwatte Peter speelen. Gaue worden de Korten ut`n Kasten haalt un et güng los.

Taufällig köm use Noaber Gerd dortau un wi frögten ehm, off he mitspeelen woll.

„Jo, dat will ik wall, aber jeder, de mit de Schwatten Peter besitten blief, wett eenen schwatten Klecks vör den Kopp makt.“

Einmol bün ik uk dormit besitten bleeven un he streek mit den groten Dumem ünner de Bratpanne her un wull mi schwatt moaken. Do bün ik gaue achter use Mama henkropen, dat he mi nich schwatt moaken könn.

„Wochte man mien Wichtken, wenn ik nu weer koame, pack ik die wall“ segg he un jedesmol, wenn he ower de Brügge köm, bün ik gaue in den Kauhstall achter de Kaihe henlopen.

Dor möss ik dann immer so lange sitten, weil he immer so veel tau vertellen har. Do dachte ik mi, du häss di doch beter den Klecks vör den Kopp maken loaten kunnt.

De langen Winteraobende

In` t Winter, wenn dat Abends so fröh düster wörde, was dat bi us immer so gemütlich. Use Oma was an` t Wulle spinnen, use Mama an` t Naien oder Stricken vör us Kinner. Use Papa rok siene Piepe un mössde af un tau den Ohmt noastöckern. Wi Kinner seten alle achter den groten Ohm un hörden us de Dönkes an, de dann verteld wörden van fröher un van dat Spöken in` t Moor.

Enmol in de Weeke köm uk meistens use

Noaber Gerd, de was Jäger un kunn so moij vertellen.

Hei seggte: „Vandage hebb ik Mess föhrt un do köm ne ganze Koppel Kraihen achter mi her. Ik hebb drocke de Flinte haalt un bloß dat Spöer naschaoten un do mössde ik uk noch de Koorwe halen, wo ik se alle upladen könn.“

Dat kömt us doch een bitken komisch vör un wi frogten üm, ob dat wall wahr was.

He seggte „Wenn dor noch een bitken bi mott, dat dat moij lütt, dat räke ik nich as Leigen.“

Berichte aus

Haren- Wesuwe:

*Josef Strodt,
Jahrgang 1944*

Woahre plattdütske Vertellsels

Mien erstet Auto

Naodem ick 1962 mienen Führerschien makt har, köffde ick Anfang Sept. 1966 mien erstet Auto. Bescheiden as ick wör, entschlött ick mie vor äinen hellgriesen Lloyd-Alexander LP 600, denn ick van däi Kfz-Werkstatt Rudolf Wessels in Geeste för 550 DM köffde (Baujahr 1958, mit 592 ccm-2-Zylinder-4-Takt-Motor, 19 PS, luftgekölt, Stürschaltung un Frontantrieb). In

dät Auto kunn man wall moij sitten, goud in- un utstiegen, weil däi Dören no vörne los- un taumakt wörn, un et har äinen ziemlich grooten Kufferruhm. Im Allgemäin haff mie dät Auto treu un tauverlässig up miene Fahrten tüsken Osterbrock un miene Arbeitsstee bie däi Möppske Kreisverwaltung un ok up annere Wege begleitet. Aber et gäif ok heikele un lustige Saaken, worvan ick nu äinige vertellen will:



Däi Autohupe

Soon Lloyd was dormaols all son bittken wat Besünneres. Man dachte bie denn Lloyd gerne an sien' kläinere Brauer, denn 2-Takt „Leukoplastbomber“, denn man as äinen Goggo oder Trabbi an däi stinkende Abgasfahne naospüren konnte. Jüngere Arbeitskolleginnen un -kollegen nöhmen gerne miene Fahrdienste för lüttkere Rundfahrten in Anspruch. Mit mien' Kollegen Herbert Rolfes was ick in däi Middagspause up däi Trüggefoahrt dör däi Stadt, as up däi Hasehubbrügge däi Hupe lutstark insedde. Ick kann säi bie't Föhren nich affschalten. Herbert dachde womögelk an äin Alarntäiken vör ‚ne Explosion un bädelde immer nietzker, em rutlaoten. Bie Elektro-Augustin häbb ick em rutlaoten un bün alläine mit denn Krach dör dätt Spalier van upgeschreckde Fautgängers över däi Bahnhofstraote taun Parkplatz van däi Kreisverwaltung föhrt. Hier mök ick denn Krach äin Ende, worbie ick dett Verbindungskabel affredde. Tüskenin bestönd mien Signalgewer ut 'ne groote Ballonhupe in'n Motorruhm, däi

ick mit ‚nen Waterschlauch tau denn Ballon in’t Wageninnere verbünd. Denn dumpfen, röhrenden Ton häff immer wär Fautgängers tohopezucken laoten. Man, et was ‚nen hellern Spaß.

Äinen Thermospott as Hindernis

Äines laoten Naohmiddags nao Dienstschluß har ick däi Ehre, dreei junge Arbeitskolleginnen ut däi Schriefstaowe van’t Hauptamt, dorunner ok miene latere Frau, dör däi Stadt tau föhren. Goud up’n Damm woll ick äin’ schieren Start hänleggen. Bie’d Utparken nao achtern henn woll dät doch partou nich klappen. Ick was all ganz dörnäiner, as miene Damen festestelden, dätt miene Aktentaske mit denn grooten Thermospott för dät Middagäten noch achter mien Auto läig, däi ick dor vergäiten har. Door könn mien’ Lloyd bien besten Willen nich över. Man, äin bittken schaamt hebb ick mie doch vör däi Wichter.

Könn mien Auto schwommen?

Kreiskämmerer Willeke har Rolfes un mie in’ Januar 1967 denn Updrag gäven, Börgermester Lammers in Versen bie däi Upstellung van denn Haushaltsplan tau unnerstützen. Mit mien Auto endete däi Foahrt taunächst in däi Mulde, wor däi Straote in däi Nacht van dett Hochwater öwerflutet was. Mien Lloyd har ziemlich grote Rare, so dätt ick mie entschlött, däi Foahrt dör dätt Hochwaoter doch tau wagen. Ick schaltede äin lüttken Gang in un gäif den Motor heller Dampf, üm denn Utpuff nich affsupen tau laoten. Mit luten Motorkrach un blubbernden Utpuff hääbe wie ok däik Straote nich verfehlt un kömen mit Schwäit vor’n Kopp an’t reddende Öiver. Dänn Ortstermin bie’n Börgermester was noch pünktlich reddet. Wie haan aber doch natte Föite krägen.

Lloyd ok för „Schwieneräien“ goud?

Jao, dätt was mien Lloyd ok. Mien öllsten Brau-

er Alois brukde vör sien landwirtschaftlichen Betrieb in Osterbrock veer Löperschwiene för däi Naozucht, däi häi bie sienen ehemaoligen Lehrbetrieb Hölscher in Emsbüren bestellt har. För denn Transport böt ick em mien Auto mit denn „ruhmen“ Kufferruhm an. Mien Brauer woll’t ers nich wohrhäbben, stimmde dann aber doch tau. Däi Schwiene packden wie in Jute-Säcke un schöben säi dann as so Schwattbröde kägenäine in’n Kufferruhm. Dät pöß jüst. Up däi Nusfoahrt hölden wie immer wär an, üm tau kieken, off däi Däire, däi so ruhig lägen, noch läweden. Van friske Luft könn in’t Wageninnere intüsken kiene Rede mehr wahn. Wie hahn däi Fenster wiet loss. Bie däi Foahrt över denn Lingener Marktplatz mössen wie vör äine Ampel anhollen. Nu wörden däi Schwiene ers richtig munter. Säi grunzden un quiekden so luut, dätt däi Straotenpassanten verunsichert wassen, wor däi Schwienergeräusche wall herkömen. Dätt was äin`Spaß! Wie kömen alle gesund tau Huse an. Mien Auto was för däi Foahrt naoh däi Arbeit an’ annern Dach nich tau gebruken. Wie haan denn Kufferruhmdeckel nachts extra loslaoten, üm denn Gestank ut’ Auto tau kriegen. Dör’n starken Rägen was



däi Kufferruhm annern Morgen bis baoben vull Water.

Denn gouden Schutzengel

Däi Weekenendfahrten van mien Praktikum bie däi Bezirksregierung Osnabrück führden mie mäist in däi Autowerkstatt van Rudolf Wessels in Geeste. Däi Dören stönnen all immer wiet loss för mie. Äinmol kömp ick nich up däi affbesenkte Rampe drupp. Ick stödde bie't henn un her alltied mit dätt Vörderdäil van mien Auto dörkägen. Rudolf ünnersöchte dätt Spill, sprüng up un gäif mie spontan siene Hand. „Hättlicker Glückwunsch, dätt du noch läwest, Josef“ säggede häi. Mehrere Blattfeer'n van däi Vörderraduphängung wassen brocken, büß up äine, däi dät Fahrwerk noch tohopehölt. Dor erinnerte ick mie, dätt ick vör Wäken mit mien Auto maol dör äine nich afgesicherte utgefräßte Straotenrinne mit ziemlich hoget Tempo föhrt was un dätt äinen heller'n Schlag gäwen har. Dornaoh haebbe ick wall wäkenlang bie miene Foahrten äin' gaouden Schutzengel hat.

Affschäid van mien' läiwen Lloyd

Dät Ende van mien läiwet Auto kömp up äine Weekendenusfoahrt van däi Verwaltungsschau-le Hannover. In däi Mitte van Boarwinkel, up däi B 213, möök däi Motor ungefähr 100 Meter vör däi Ampel äin' Mordskrach un bläiw staohn. In mien' Achterspäigel söch ick up däi Straote äine lange Ölspör. Gau häbbe ick ut äin benaobertet Hus äine Schüppe haalt, un däi Ölspör mit Sand ut denn Straotensietenrum afdeckt, dormit bie denn starken Autoverkehr vör däi Ampel kiene in't Schleudern kömp. Däi Grund: Et har sück ut däi Vörderantriebswelle äin' Bolzen löset un dät Gehäuse van denn Motor dör Schlaon. Mien Auto landete nu endgültig door, wo et äinsmols ok herkömp, bie Wessels Rudi in Geeste.

Fahrschule för mien jüngerer Brauer

Ick was 1962 wall 18 Johre old, mien jüngerer Brauer Alfons 13. Use Papa haar sück as erstet Auto naohn Krieg van däi Möppske Kreisspor-kasse äin' utgemusterten schokoladenbrunen VW mit Düppelfenster (Brezelfenster) achten koff. Äines Sönddags, um däi Middagstied, use Öllern haan sück watt hennleggt, beschlöt ick, Alfons dätt Autoföhrn bietaubringen. Use Hoffgelände was wall so ruhm, dätt man door fein rümmekurven könn. Alfons sedde sück an't Stür, ick säit kägen em un mien jüngen Brauer Georg up'n Achtersitz. Dätt Föhren lööp wunnerboar. Kägen use Wirtschaftsgebäude stönnt in'n gouden Affstand äine Riege Linnenböhme. Ick gäiw Alfons nu denn Befehl, tüsken Gebäude un Böhme döör däi erste Lücke tau föhren. Alfons woll't ers nich, döht up mien' Druck henn dann aber doch. Dät klappte goud, so 3 büs 4 maol.

Door gäiw ick Alfons dett Kommando, nu döör däi twäide Lücke tau föhren. Häi wehrde sück mit Hanne und Föite, ick löt aber nich locker. Door türde häi däi Lücke an, drückde, wohrschienlik ut Bangecheit, immer mehr up't Gaspedal. Häi türde mit usen VW liek up denn daihten Bohm tau, et gäif nen Knall, Georg naihde van denn Achtersitz bis no vörne an däi Windschutzschiewe un use Auto stönn. Alfons kann siene Traonen nich hollen, däi Husdöre göng los un use Mama un Papa schlögen ehre Hanne övern Kopp tohope. Nu haan wie dätt Mallör. Vörne wören Stootstange un Haube as äin „U“ verformt. Gau överleggde ick, woar man düssen Toustand äin bittken mildern könn, bünnt achter use Schüre föhrt, häbb in denn Griff van däi Haube un an däi Stootstange äine Kette legg, an äin' Stänner van use Schüre faste makt un dätt Auto mehrmaols in'n Rückwärtsgang trüggejacht. Dornaoh sögt all nich ganz mehr so schlimm ut. Miene Öllern mös-

sen nämlich abends noch nach eine Schaulveranstaltung in't Döörp henn. Mit gemiskete Gefäule bünnt säi door hennföört un häbdt dett Auto wiet genauch van däi Schaule achter Büsker affstellt.

Mojje Atmosphäre in use Öllernhus

In' Juni 1948 kömp use Papa ut französische Gefangenschaft weer no Hus. Alle wörm wie nu in use Siedlerfamilie weer tohope, Oma, Opa, Mama; Papa un dormaols veer Vöorkriegskinner. sess Kinner kömen noch drachteran. Winterdags gäiv et in use grote Köke oft ne wunnerbore Atmosphäre: Opa was as Siedler ok noch Holskenmaker, haar mit Holskenmaken aber för use äigene Familie genauch to daun. Wie hölden tau Schwiene und Kaihe een büs tweei Schaope, wör'n absolute Sümsversorger un häbdt in'n Krieg un dornaoh kien'n Hunger lähn. Man nu tau'd Thema: Opa baude in däi Köke mit äin ümpt annere Paar äin'n Toor'n Holsken up, tröck däi Kökenlampe naoh unnen, stickde siene Piepe an un mök däi lessden Feinarbeiten an däi Holsken mit äin gebogenet Messer an äine Schullerstütze. Dätt friske Pöppel- un Berkenholt rök so moj un vermiskede sück mit denn krüllenden Duft ut siene Piepe, woran häi heller tröck. Use Papa was an't Wulle krassen (Wulle utäine trecken mit 2 Hakenbrettkes un dann tohope rullen), dätt use Oma, däi an't Spinnrad säit, dorut feinet Wullgoarn spinnen könn. Use Mama was all nietzke an't Stricken, Söcke, Müssen, lange Strümpe un „Knäppkes“, däi wie winterdages nich gerne antröcken, weil säi so kratzden. Dätt wör'n däi schönen ollen Tieten, an däi wie vandage so gerne trüggedenkt. Trotzdem fraiden wie us all immer upt Fröijohr, wenn wie use Strümpe runnerrullen können un dett Knäppken, woran däi Strümpe mit äin Gummistrumpband fastemakt wör'n, nich mehr antrecken müssen.

Naokriegstied

Ok in Osterbrock kömen in däi Naokriegstied över denn Bahnhof Geeste immer wär ne Masse Flüchtlinge un Bewohner, sogar bis ut' Ruhrgebiet an, däi naoh däi Burnhüser utschwärmen, um nao Äten tau beddeln. Use Oma un Mama häbdt, wenn wie schlachteden, immer watt speckiget, ok Speckschwoorn, trüggelecht, um helpen tau können. Mangs krägen däi Hungernden ok noch dicke Botterbröde van sümsgemakten Stuten mit sümsgemakte Läwer- oder Blautwoss dortau. As use Papa ut däi Kriegsgefangenschaft 1948 weer bie us wör, stönd äines Abends laate äine Familie mit mehrere Kinner vör use Husdöore, däi um äine Unnerkunft vör däi Nacht beddelten. Sicher möß man door manges ok vörsichtig wän, man däi armen Lue göngen Opa un Oma, Mama un Papa so tau Hätten, dätt däi Lue ersmaol watt tau Äiten krägen. Intüskentied häbdt Opa un Papa use Holskemakeräi uprühmt un mit Strohbunde up däi Holskenspöne utpolttert. Warme Decken haan wie ok noch genauch över. Use Papa häff aber trotzdem dornaoh frocht, off däi Gäste Sticken (Striekhölter) bie sück haan, däi müssen säi ut Sicherheitsgründen affgäwen, dätt was kien Problem. Däi Lue wassen annern Morgen so glücklich un seggeden, dätt säi all lange nich mehr so äine moje Nacht beläwet haan. Mit äin gaudet Fröstück upgepäppelt häbdt säi dann dankbor van us Affschäid naohmen.

Dör flietige Hölpe dat Christkind gout stimmen

Wenn ick mie rech erinnere, was dett so Anfang van däi füftiger Johre, ick was acht Johr old, interessierde mie för Technik un „tüttkede“ un bastelte gerne herüm. Mien`gröttsten Wunsch tau Wiehnachten wör äin`Metallbaukasten van Märklin. Denn Wunschzeddel har ick all lange utfüllt un vör dett Kökenfenster

legg. Denn Glöwen an dett Christkind har ick noch nich verloren.

Endlich kömp denn Heiligaabend. Up usen Buernhoff gäift noch vull tau doun. In use groote Familie mit 'ne Koppel Kinner kräigen mien' öllsten Brouer Alois un ick däi Upgabe, denn Hoff von dett Äikenloof schier tau häken. Van däi annere Straotensiete waihde jedes Joahr massenhaft van däi grooten amerikanischen Äiken heröver. Ick hebbe mie dorbie heller „in` t Tüch lecht“, weil ick so dachte, et könn för mien' Wiehnachtswunsch noch wall van Nutzen wähn. Mienen lever föll ok Alois up. Door sech häi plötzlich tau mie: „Bruuks die gar nich so anstrengen, Josef, dett mit denn Metallbaukasten wätt van Aobend sowiso nix!“

In mie bröck `ne Welt tousammen. As ick emm dann fröggde, worann häi dett wüsste, kräch ick kiene Antwort. Ick häkede flietig wieder Loof, büss hai mie dätt twäide maol seggte: „Denn Märklin-Baukasten kann`s die ruhig ut`n Kopp schlaon!“ Dai Vörfraide upp Wiehnachten was bie mie nu up`n Nullpunkt. Ick möök mie Gedanken, wo ick miene Enttäuschung bie däi Bescherung in usen Familienkreis wall verbergen könn.

Nu was däi Aobend door. Mama un Papa bläwen in däi Köke, woar denn Wiehnachtsboom stönd; säi mössen ja dett Christkind bie däi Bescherung helpen. Oma, Opa, wie Kinner un Onkel Franz un Tante Ursula, däi wie Heiligaabend immer gerne bie us haarn, göngen in däi Kägenstaowe. Door häbb wie mit Onkel Franz ant` Klavier heller nietzke Wiehnachtläiersungen, büss wie dätt Glöcksken in däi Köke hörden. Miene Geschwister stöwen in dai Köke up däi Geschenke tau, ick langsam un naedenklich drachterher. Un watt söch ick? Denn Märklin-Metallbaukasten! Ick könn miene Fraide nich upp! Alois grinsede mie van däi Siete

an un mäinde: „Flietige Hölpe kann dätt Christkind doch wall gout stimmen!“

Alle wör`n wie in use Familie glücklich un taufreeh un könnnden as alle Joahr`n frohe Wiehnachten fier`n, ok wenn et dormaols alles noch äin bittken bescheidener un äinfacher taugöng.



Bericht aus Haren:

Waltraud Schepers, Jahrgang 1951

Zwei Dinge waren im heutigen Harener Ortsteil Rütenbrock prägend für Waltraud Schepers: das Wohnen unmittelbar an der niederländischen Grenze und das Leben als Tochter eines Schiffers.





„Ich bin als achtens von elf Geschwistern aufgewachsen. Bei uns war ständig was los. An ein paar Anekdoten kann ich mich gut erinnern.

Wir haben etwa einen Kilometer von der niederländischen Grenze entfernt gewohnt. Die Grenzen waren nicht wie heute einfach zu passieren, sondern man wurde jedesmal kontrolliert. Bestimmte Lebensmittel wie beispielsweise Butter waren zu der Zeit billiger als in Deutschland, so dass wir an Samstagen zum Einkaufen übergefahren sind. Es wurde allerdings auch viel geschmuggelt, nicht wie heute Drogen, sondern eben Butter oder Kaffee. Ich kann mich gut entsinnen, dass eines Morgens die zwei Kinder unserer Nachbarin zu uns gelaufen kamen und „Mama ist heute Nacht nicht nach Hause gekommen“, gerufen haben. Wir sind dann zum benachbarten Zollhaus gelaufen, in dessen Keller eine Zelle war. Dort hatte ihre Mutter die Nacht verbringen müssen.

Eine Besonderheit gab es für uns an Heiligabend, dem einzigen Abend im Jahr, an dem unsere Mutter nicht gekocht hat. Stattdessen sind wir in ein bestimmtes Lokal in den Niederlanden gefahren, um jeder ein halbes Hähnchen zu essen. Das gab es sonst nicht, das war etwas ganz Tolles für uns! Das Restaurant gibt es heute noch. Weitere kulinarische Besonderheiten im Alltag waren die „Hasenbrote“, die unser Vater uns mitbrachte, wenn er vom Schiff heimkam. Nachdem er mit seiner Fracht in Emden eingetroffen ist, fuhr Vater mit dem Zug nach Haren und von da mit dem Postbus nach Rütenbrock. Wir lagen dann schon immer

mit dem Ohr auf der Straße und lauschten, ob der Bus bald kommt. Damals war ja kaum Verkehr auf den Straßen, um so konnte man ein einzelnes Fahrzeug gut heraushören. Und dann riefen wir: „Papa, Papa, hast du uns was mitgebracht?“ Und dann gab es „Hasenbrote“: Alles, was er noch auf dem Schiff hatte, hat er morgens auf Brote gelegt und uns das als „Hasenbrote“ verkauft. Man kann es sich heute kaum noch vorstellen, aber wir Kinder freuten uns jedesmal.

Ja, mein Vater war Schiffer und besaß ein Binnenschiff, mit dem er auf dem Dortmund-Ems-Kanal Kohlen von Dortmund nach Emden transportiert hat. Das hat unser Leben sehr geprägt, denn die drei kleinsten Kinder durften immer mit aufs Schiff. Da fällt mir eine Begebenheit ein: Als ich sehr klein war, bin ich abends auf dem Schiff aufgewacht und habe mich erschrocken und ganz laut geschrien. Unser Matrose dachte, ich sei über Bord gegangen, und ist in seinen Klamotten ins Wasser gesprungen. Ich habe dann Schimpfe bekommen.

Wie gesagt, es war immer was los bei uns. Als ich vier Jahre alt war, haben wir auf dem Hof unseres Onkels in Lindloh Verstecken gespielt. Zwischendrin musste ich aufs Klo und bin dafür zum Plumpsklo im Stall gegangen. Links und rechts von dem Plumpsklo waren die Viehställe, und die Bauern waren gerade am Ausjauchen. Deshalb waren die Bretter weg und ich bin in die Jauchegrube gerutscht. Wäre meine Tante nicht zufällig in dem Moment noch einmal zurückgekehrt, wäre ich wohl ertrunken. Auch die Tatsache, dass ich ein Kleidchen anhatte, hat mich wohl gerettet: Es wirkte wie ein Fallschirm. Meine Mutter allerdings hatte Mühe, mich wieder sauber zu bekommen. Ich musste mehrfach gebadet werden.

Eine andere Geschichte war, dass meine Eltern uns übers Wochenende mit den älteren Geschwistern allein lassen mussten, weil sie mit dem Schiff unterwegs waren. Meine Zwillingsschwestern, beide 17, sollten sich um uns kümmern. Die beiden haben allerdings das ganze Wochenende nur herumgealbert, so dass ich am Montag keine saubere Kleidung für die Schule hatte. Damals hatte man ja nicht so viel im Kleiderschrank. Vor der Schule sind die Schwestern dann Stoff kaufen gegangen und haben flugs einen Rock für mich genäht. Auf den war ich total stolz, weil ich sonst eigentlich nur Kleider meiner Geschwister aufgetragen habe. Nur durfte ich Mutter nicht erzählen, wie der zustande gekommen war.

Ich hatte damals immer gesagt, dass ich selber nie einen Schiffer heiraten wollte. Aber es kam dann doch anders. Mein Bruder hatte eine Tankstellen in Haren, und ich habe dort manchmal ausgeholfen. Es war damals üblich, die Beträge auf eine Karte zu schreiben, und abgerechnet wurde am Monatsende. Mein späterer Mann ist jeden Tag an die Tankstelle gekommen und hat für fünf DM getankt, wegen mir. Er hatte meinen Bruder eingeschworen, mir nicht zu erzählen, dass er Schiffer war, weil er ja wusste, dass „Waltraud keinen Schiffer will“.

Mit 23 Jahren habe ich selber das Kapitänspatent erworben. Durch die vielen Fahrten mit meinem Vater hatte ich die nötigen Fahrtzeiten beisammen und konnte mein Patent für den Rhein und die Nebenflüsse in Straßburg machen. Bis meine Tochter fünf Jahre alt war, haben wir quasi auf dem Schiff gelebt, danach bin ich mit den Kindern an Land geblieben, damit die Kinder in den Kindergarten gehen konnten. Bis dahin haben wir die Kinder immer mit auf dem Schiff gehabt. Das war sicherlich eine aufregende Zeit für die Kinder, aber ich wollte

dann gern nach Meppen ziehen. Mein Mann hat auch eine Zeitlang versucht, an Land zu leben. Deshalb hatte er sich Arbeit in Lingen gesucht, wo wir dann gemeinsam hingezogen sind. Aber er war nicht glücklich an Land. Weil unser eigenes Schiff verkauft war, ist er auf einen Tanker gegangen.

Inzwischen bin ich verwitwet und eine richtige Landratte geworden. Ich arbeite noch an einigen Tagen als hauswirtschaftliche Mitarbeiterin in einem Lingener Kindergarten. Das macht mir Spaß.“



Berichte aus Fresenburg:

Alex Kampen, Jahrgang 1936

Leben an der Ems

„An einem nebeligen, stillen Februartag im Jahr 1945 machten mein Vater und ich einen Spaziergang, um die Ruhe und den Frieden zu genießen, die die winterliche Szenerie uns bot. Plötzlich durchbrachen herzerreißende Hilferufe diese Stille. Sofort eilten mein Vater und Theo Kröling, der in der Nähe auf einem Hausboot wohnte, in die Richtung, aus dem die Schreie zu kommen schienen. Sie zogen einen hilflosen, völlig durchnässten jungen Mann aus dem Wasser des damals noch fließenden toten Emsarms. Der Gerettete trug Sträflingskleidung und war entflohen aus dem KZ Sustrum-Moor. Von den Nazis schwer misshandelt, abgemagert und ausgemergelt stützte er sich, kaum



noch in der Lage zu laufen, auf meinen Vater und Theo Kröling. Der beschwerliche Weg ging zu unserem Haus, wo der Gerettete in aller Gastfreundschaft aufgenommen, neu eingekleidet und mit Nahrung wieder zu Kräften gebracht wurde. Die demütigende Sträflingskleidung vergrub man aus Angst vor den Nazis.

Ein Mitgefangener, der ebenfalls versucht hatte, sich in die Freiheit zu retten, ertrank in den kalten Fluten der Ems. Er wurde in der Nähe des alten Nadelwehres beigesetzt. Sein Grab schmückte ein kleines, unscheinbares Holzkreuz. Gerne hätte man ihm auf dem Lathener Friedhof eine würdigere Grabstätte gewährt, jedoch waren alle Brücken über die Ems von SS-Leuten schwer bewacht und daher ein Transport nicht möglich. Ein weiteres der unzähligen, sinnlosen Opfer des Nazi-Terrorregimes.

Der Flüchtling jedoch, dem mein Vater in einem Akt selbstloser und mutiger Menschlichkeit bei uns zuhause Unterschlupf gewährt hatte, erholte sich rasch. Wir hielten ihn jedoch noch bis zum Kriegsende versteckt, wohl wissend, dass auch wir bei Entdeckung durch die immer noch herumlungernenden SS-Schergen jederzeit mit dem Tod rechnen mussten. Nach Kriegsende kauften wir ihm eine Fahrkarte, und der glücklich Gerettete konnte zurück in seine Heimat fahren“, lauten Alex Kampens Erinnerungen. „Nicht alle Flüchtlinge hatten dieses Glück. Die meisten von ihnen wurden zusätzlich zu ihrem Leid aus Gehorsam zu einem Terrorregime oder aus einer fehlgeleiteten Weltanschauung heraus geschlagen, getreten und den Nazis ausgeliefert. Das Beispiel der Familie Kampen zeigt jedoch, dass es auch in der dunkelsten Periode der deutschen Geschichte immer noch Menschen gab, die Mut und Menschlichkeit über ihre Angst und den falsch verstandenen

Gehorsam gestellt haben“, so sagen Karl-Heinz und Luzia Meyer, Freunde der Familie Kampen über diese Episode.

Luzia Meyer, Jahrgang 1942

Heutzutage eine Selbstverständlichkeit, war Kaffee insbesondere in und nach den Kriegsjahren knapp. Luzia Meyer aus Fresenburg erinnert sich gut daran:

„Als der Krieg zu Ende war, gab es sehr wenig Lebensmittel. Ein großer Mangel herrschte beim Kaffee, insbesondere für Frauen ein unverzichtbarer Teil der Haushaltsvorräte. Da Kaffee im Ausland angebaut wird, handelte es sich um ein besonders rares Lebensmittel.

In unserer Familie kam eine Idee auf. Der Bruder unserer „Tante Baalman“ war im 19. Jahrhundert nach Amerika ausgewandert. Dort gab es Unmengen an Kaffee. Also schrieb man diesen Bruder an und bat darum, ob er nicht Kaffee schicken könnte. Nach kurzer Zeit kam ein großes Paket mit Kaffee in Deutschland an. Es handelte sich um gemahlene Kaffee in Blechdosen, vermutlich von geringer Qualität. Das spielte jedoch keine Rolle. Besonders für die Frauen war es ein Freudenfest! Das Paket landete zunächst beim Zollamt in Papenburg, wo die Hälfte entnommen wurde. Dies besagte das damalige Gesetz, denn man hätte den Kaffee ja weiterverkaufen und somit ein Geschäft daraus machen können. Das war natürlich totaler Unsinn. Nach vier Wochen durfte meine Familie die einbehaltene Hälfte beim Zollamt abholen. Das gab dann nochmals ein kleines Fest.“

Berichte aus Lahn:

Georg Abeln, Jahrgang 1940

Die Jahre zwischen 1945 und 1948 waren eine wilde, gesetzlose Zeit, so zumindest erinnert sich Georg Abeln aus Lahn an diese Jahre zwischen dem Ende des zweiten Weltkriegs und der Gründung der Bundesrepublik. Er selbst war damals freilich erst ein kleiner Junge der aber immer die Ohren gespitzt hat, wenn Ältere sich was erzählt hatten.

„Rückblickend muss ich sagen, dass sich die Leute damals bedingt durch die Not unheimlich gut organisieren konnten. Sie haben Waren getauscht, und alte Rezepte kamen wieder zum Vorschein, nach dem Motto „die eine Hand wäscht die andere“. Es heißt oft, dass die Menschen in der Nachkriegszeit deprimiert waren. Ich habe das nicht so empfunden. Ich denke, die Leute waren ebenso fröhlich und wollten feiern. Ich denke, einerseits hatten sie kaum was zu essen. Man konnte nur das Allernötigste zum Leben kaufen. Und andererseits waren sie ja auch froh, dass der schrecklichste aller Kriege zu Ende war.

Aber zum Feiern gehörte ja Schnaps, aber den gab es nicht zu kaufen. Deshalb haben einige Leute selber Schnaps gebrannt, so auch mein Vater. Er hatte sich mit einem Nachbarn zusammengetan. Das haben sie in unserem Kartoffeldämpfer gemacht. Der Kartoffeldämpfer bestand aus zwei herausnehmbaren großen Kesseln, die befeuert wurden. In dem einen Kessel wurden Kartoffeln für die Schweine zu-

bereitet, in dem anderen, emaillierten wurde die Wäsche gewaschen. Grundlage des Schnapses waren Zuckerschnitzel. Die Zuckerschnitzel ließ man in einem großen Bottich gären. War der Gärprozess abgeschlossen, kam das Ausgegorene in den emaillierten Kessel, dann Feuer darunter und der entstandene Dampf wurde durch Kupferrohe und kaltes Wasser geführt. Es destillierte, und somit wurde der Schnaps gewonnen. Einige gute Brenner hatten es so weit gebracht, dass sie auch mit Korn brannten.

Früher gab es nicht so häufig Feste wie heutzutage, wo man quasi ständig feiern gehen könnte. Damals gab es den Oster- und den Weihnachtsball sowie das Schützenfest. Da spielten dann ein paar Musikanten auf und dann gab's Remmidemmi. Ganz häufig gab es Kloppereien auf diesen Festen, vor allem mit den B-Soldaten. Das waren Soldaten aus den östlichen Gebieten Deutschlands, die nicht in ihre inzwischen von Russen bzw. Polen besetzte Heimat zurückkehren konnten. Durch Kriegshandlungen waren sie zum Teil verroht. Da flogen dann auch nach dem Krieg schnell die Fäuste. Deutsche Polizisten wurden in dieser Zeit nicht sehr ernstgenommen. Sie hatten lediglich ein Fahrrad und einen Gummiknüppel und wenig Befugnisse. Das Sagen hatten in dieser Zeit die Engländer.

Ich finde es immer wieder erstaunlich, wie die Leute damals in dem Nachkriegschaos zu rechtgekommen sind. Es gab quasi nichts zu kaufen. Wir hatten einen kleinen Bauernhof zuhause mit fünf Kühen, etwa 20 Schweinen und ca. 50 Hühnern. Direkt nach dem Krieg gab es die Waren nur gegen Lebensmittelkarten. Es gab sowieso nur Grundnahrungsmittel, hauptsächlich Mehl, Hefe, Zucker, Salz usw. Mit unseren Erzeugnissen konnten wir auch in

den Kolonialwarenladen gehen und tauschen. Der Kolonialwarenhändler hat sich dafür alle 14 Tage Eier und anderes von uns geholt.

Auf einem kleinen Dorf kannten sich alle, bis auf die Flüchtlinge aus den Ostgebieten, die vor den vorrückenden Russen geflohen waren. Man muss sich mal vorstellen, wenn in einem kleinen Dorf auf einmal 20 Personen auftauchen, die untergebracht werden sollen. Wohin damit? Wer soll die aufnehmen? Um eine gewissen Ordnung dort hineinzubekommen, wurde dafür ein Flüchtlingsberater eingesetzt, der die Macht hatte, Häuser zu kontrollieren und auch Zimmer in Beschlag zu nehmen und mit Flüchtlingen zu belegen. Es ist erstaunlich, wie das Restdeutschland so in der Lage war, trotz Lebensmittelknappheit etwa 17-18 Millionen Menschen unterzubringen und zu versorgen. Eine riesig große menschliche Leistung.

Aus den Städten kamen traubenweise Menschen, die mit der Schmalspurbahn, die von Lathen nach Werlte führte, zum Hamstern einfielen. Das war eigentlich verboten, wurde aber geduldet. Was hätten die Leute auch machen sollen? In den Städten gab es ja noch weniger Lebensmittel. Eine Frau aus Köln hatte es meinem Onkel besonders angetan. Sie kam immer wieder zum Haus meiner Oma und durfte dort schlafen. Im Umfeld hat sie ihren Besitz gegen Lebensmittel eingetauscht.

Auch uns Kindern kamen besondere Aufgaben in dieser Zeit zu. Damals herrschte eine entsetzliche Kartoffelkäferplage. Die Tiere fraßen die Kartoffelpflanzen kahl, und die dringend benötigten Lebensmittel waren in Gefahr. Also wurden wir mit leeren Marmeladengläsern losgeschickt, um die Schädlinge abzusammeln. Es wurde behauptet, dass die Amerikaner die Kartoffelkäfer abgeworfen hätten, sozusagen als biologische Waffe im Krieg. Aber das

glaube ich nicht. Andererseits, im Krieg ist ja grundsätzlich alles denkbar, nicht wahr? Nicht nur Kartoffelkäfer mussten wir sammeln. Auch Kräuter wie Schafgarbe oder Kamille mussten wir pflücken. Diese wurde dringend in den Apotheken zur Arzneimittelherstellung benötigt. Es kam dann ein alter Militärwagen und holte alles ab. Später haben wir auch Kartoffeln gesammelt. Dafür gab es nicht nur eine Stunde früher schulfrei, sondern sogar jedesmal fünf DM. Da fühlte man sich wie ein Krösus.

Gern erinnere ich mich daran, als wir das erste Mal Apfelsinen zu sehen bekommen haben. Solche Früchte kannten wir ja gar nicht. Wenn die englischen Soldaten die Schale weggeworfen haben, haben wir Kinder sie aufgelesen und daran gerochen: köstlich!

Unser Lehrer war sehr streng. Ich bin später selber Pädagoge an der Berufsschule geworden, und für mein Dafürhalten war der Umgang damals viel zu rabiat. Die Prügelstrafe war erlaubt und wurde je nach Charakter des Lehrers auch angewandt.

Meine Mutter hat viel geweint, weil ihr Bruder vermisst wurde. Er ist in Rumänien an der Front gewesen und nie zurückgekehrt. Als die Front durchs Emsland zog, hatte mein Vater, der im ersten Weltkrieg gekämpft hatte, bereits Betten für uns im Wald vorbereitet, für alle Fälle. An eine ziemlich dramatische Situation kann ich mich noch entsinnen: Ein Nachbar war getürmt und hat nachts an Vaters Fenster geklopft. „Lukas, du möss mi verstecken, bis de Front dör is!“ Mein Vater hat ihm daraufhin ein Versteck im Stroh oben in der Scheune gemacht. Tags darauf kam die deutsche Wehrmacht und wollte ausgerechnet unsere Scheune als Nachtquartier beschlagnehmen. Auf Fahnenflucht stand die Todesstrafe. Mein Vater redete also

so lange auf die Soldaten ein, dass unsere Scheune baufällig sei und er ihnen stattdessen Stroh zur Verfügung stellen und damit eine Schlafgelegenheit in der Wagenremise schaffen wollte. Obschon unsere Scheune im Gegenteil eher noch neu war, gelang es meinem Vater, die Soldaten von dort fernzuhalten, und so konnte der versteckte Nachbar fliehen.

Ein polnischer Zwangsarbeiter lebte bei meiner Oma. Den nannten wir alle immer „unseren Richard“. Mein Onkel hat einmal meinen ältesten Bruder Rudi aufgefordert, doch mal mit seinem Motorrad eine Runde hinter dem Haus zu fahren. Mein Bruder war aber erst 14 und konnte gar nicht richtig Motorrad fahren. Er bekam das Motorrad nicht zum Stehen und fuhr damit Richtung Lahn, und deshalb ist Richard hinter ihm her gerast und hat das Motorrad in den Graben gedrängt. Trotz aller Not hat man sich auch damals gern mal einen Scherz erlaubt.

So hatte Richard ein Ding gebastelt, das sich anhörte wie Mäusequietschen, wenn man es drückte. Das gab er mir mit, damit ich es unter der Schulbank drücken sollte, um meine Lehrerin zu erschrecken. Die Lehrerin hieß Helene Bröring, vermutlich eine Tante des späteren Landrats Hermann Bröring. Zum Missfallen meiner Oma hatte meine Tante die Angewohnheit, immer noch recht spät und bei Dunkelheit heimzukommen. Richard und mein Onkel Jan haben sich eines Abends auf die Lauer gelegt und sich ein Bettlaken übergeworfen. Damit sind sie aus den Büschen geschossen, als meine Tante mit dem Fahrrad vorbeikam. Die ist die letzten drei Kilometer nach Hause gerast, als wenn der Teufel hinter ihr her war.

1948 ist mein Onkel Bernd aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt. Er war

1938 zum Militärdienst eingezogen. Die Ausbildung dauerte damals zwei Jahre. Die Ausbildung war kaum zu Ende, da ging es lückenlos weiter in den Krieg. Somit war er zehn Jahre beim Militär. 1945 kam er in russische Kriegsgefangenschaft und wurde drei Jahre später entlassen. In der Gefangenschaft musste er auf einer Kolchose arbeiten, wo sie auch sehr wenig zu essen bekamen. Auch die Aufseher hatten nicht so viel. So wurde bei jeder Gelegenheit wenn möglich auch etwas bei der Arbeit beiseite geschafft, zum Beispiel Maiskolben oder mal eine Möhre versteckt mit in die Unterkunft genommen. Mein Onkel hatte bei der Arbeit auch einmal einen Hasen erwischt. Nun musste der Hase aber noch an der Wache vorbei noch in die Unterkunft geschleust werden. Mein Onkel berichtete, er hätte den Hasen in der weiten Jacke an der Wache vorbeischleusen wollen. Der hätte ihn ausgiebig gemustert und hätte ihm zugeraunt, so dass es kaum einer hören konnte: „Ich bin heute Abend aber auch dabei“ und hätte ihn durchgelassen. Abends hätten sie dann zusammen mit dem Aufseher den schönen Braten verspeist. Ich erinnere mich, dass er nie über Russen schlecht geredet hat, sondern er hat immer die russische Natur und Gutmütigkeit der Menschen gelobt. Er sagte immer, das waren genauso arme Teufel wie wir. Wenn einer von diesen Aufsehern hier einmal auftauchen sollte, dann könnte er eine ganze Woche essen und trinken, was er wollte.“

Luftkampfbeobachtung zwischen einem deutschen Jäger und einer englischen Spitfire

Als fünfjähriger Junge haben meine Brüder und ich von unserem Garten aus beobachtet, wie zwei Flugzeuge sich am Himmel jagten und immer wieder hörten wir dazwischen das Rattern von Maschinengewehren. Mal war das eine Flugzeug oben. Dann ging es zum Teil im



Georg Abeln beim
Rückblick in alte
Zeiten

Sturzflug nach unten, dann wieder steil nach oben. Nach einer Weile flog das deutsche Flugzeug im Sinkflug nach unten mit einer Rauchfahne Richtung Ahmsen, dort sahen wir dann einen riesigen Feuerball aufsteigen. Später erfuhren wir, dass der Jäger unmittelbar an der Ahmsener

Straße aufgeschlagen und explodiert war. Wenige Tage danach ordnete der Ortsgruppenleiter an, dass einige ältere Männer, die noch im Ort waren, den Toten bergen mussten. Später erzählte er, dass der Tote bis zur Unkenntlichkeit verbrannt war und nur noch einen halben Meter groß gewesen wäre.

Dönken ut use Kinnertiet

Ik will hier ein Dönken ut use Kinnertiet vertelen. Wi bünt ja all mitteinänder in den Kinnergorden un löter in eine Klasse in de Schaule gahn. Dor durde et nich lange un wi gehören in eine Klicke, däi namiddages und sonndages mitteräner dor de Gägend strolchten. Wi wören ungefähr 13, 14 Johre olt un wi wulln ja ok all ein bittken groot wän (so gaht et ja dei meisten jungen Bussen) un dortau gehörde ja ok, dätt man ok roken kunn. Dor wi ja ok nich so vüle Geld haren, so mösten wi ja sein, dat wi an Tobäck kömen. Bernd wüsste, dat sien Opa unner sin Bett einen Kasten mit „Feinschnitt“ von Buchholz ut Holte har, beschlütten wi, ein Päckchen dorvan tau stibitzen. Domit bün wi dänn stolz as Oskar mit in de Dännen bi „Kowenhäms Bärg“ gahn, habt den Tobäck in Zeitungspapier wickelt un habt so dat roken lernt. So wörde dann bolde jeden Sönndagnammidäg eine „Rokestunde“ inlägt. As wi dänn grot wören, häbt us däi Zigaretten nich mehr schmo-

cken un wi habt dat Roken instellt.

Bericht aus Surwold- Börgermoor:



**Annelies Schrameyer,
Jahrgang 1941**

Annelies Schrameyer stammt aus Börgermoor, das heute zur Gemeinde Surwold zählt.

Auch in Hinsicht auf die Flüchtlinge aus anderen Kulturkreisen mit verschiedenen religiösen Hintergründen möchte sie an eine Begebenheit erinnern, die sich um Toleranz und Aufgeschlossenheit dreht.

„Es muss etwa 1949 gewesen sein, kurz nach dem Krieg. In Börgermoor waren viele Flüchtlinge aus dem Osten untergekommen, die überwiegend evangelisch waren. Damals hieß ich mit Mädchennamen noch Hermes, und ich besuchte die katholische Volksschule im dritten Schuljahr. Die politische Gemeinde hatte eine neue Lehrerin eingestellt, Fräulein Wohlrab. Sie war eine junge Frau, in meiner Klasse sollte sie Sportunterricht geben. Ihr Makel: Sie war evangelisch!

Das passte dem katholischen Pfarrer nicht, und er trommelte den Elternrat zusammen. Auch meine Mutter gehörte diesem zu der Zeit an. Er forderte die Eltern auf, ihre Kinder an dem Tag, an dem Fräulein Wohlrab anfangen



sollte, nicht in die Schule zu schicken: „Ihr lasst das nicht zu!“ Ein Schulstreik also! Früher herrschte die Meinung „wat dei Pastor sech, dat mooke wi“ vor, und so geschah es auch. Es war

eine Sensation, wir standen mit unserem „Aufstand“ plötzlich sogar in der Bildzeitung!

Die politische Gemeinde hat das natürlich nicht durchgehen lassen und sich durchgesetzt. Zum Glück muss ich sagen, denn ich hatte sie schon bald als Sportlehrerin. Sie war eine gute Lehrerin. Allerdings musste ich immer an diesen Schulstreik denken, wenn ich sie sah. Sie hat mir so leid getan! Neben mir in der Schulbank hat auch ein evangelisches Mädchen gesessen. Wir beiden haben uns sehr gut verstanden, aber ich wusste, dass ihre Eltern unter diesem Vorfall gelitten haben.

Mein Vater war Maurer und hat dabei geholfen, viele Häuser nach dem Krieg wieder aufzubauen. Wir zuhause hatten nach dem Krieg auch eine protestantische Flüchtlingsfamilie aufgenommen. Diese kam aus Stettin. Der Vater war gefallen, und sie bestand noch aus einer Witwe mit vier Söhnen und deren Oma. Mit dieser Familie haben wir nur gute Erfahrungen gemacht: Sie waren so rücksichtsvoll und bescheiden, einfach vorbildlich.

Mir ist diese Geschichte wichtig, weil sie zeigt, wie dumm solche Vorurteile sind. Ich habe sie vor einiger Zeit im Firmunterricht erzählt, und für die Jugendlichen war es eine völlig neue Geschichte. Ich meine, dass wir daraus lernen

können und sollten, vor allem auch angesichts der heutigen Flüchtlinge. Deshalb sollten auch solche Erfahrungen weiter erzählt werden.

Ich kann zum Glück aber sagen, dass wir heute in Börgermoor und überhaupt in Surwold eine sehr gute Ökumene leben.“

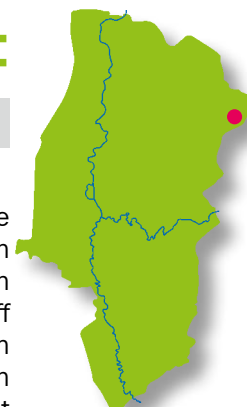


Berichte aus Vrees:

Hermann Wilken, Jahrgang 1955

Use Dörpsladen

Mien Vater hav Anfang van de 1950er Johre usen Laden open moaket. Vörher heff hei in sien Öllernhus sun bittken wat an Isewaren verköfft. Schüppen un so wieder, dormit heff hei anfangen. Un löter heff hei sik hier een Hus bauet. Dor was dann nen lüttken Laden in van 5 x 10 Meter. Dor wören Isewaren mit



Stookkätels un Övende un uck wat Lebensmittel. So masse was dat aber nich. Wi hebbt nu noch den olden Tresen van freuer, dor kömen de Woren noch loss in. Zucker, Mühl, dat mössde aalet utgepundet werden. Dor bünt wi so mit anfangen. Hei köm nich ut ne Koopmannsfamilie, hei köm ut ne Buernfamilie, aver de Handel seet dor immer in. Hei was ja uk schwor kriegsgeschädigt un kunn nich mehr so schwore Arbeit moaken. Dorüm heff hei den Laden eröffnet. Miene Moder was 'ne gelernte Groß- und Außenhandelskauffrau un haar masse Ahnung von Büro- und Schrievkroam un heff bit in't hohe Öller de Buchhaltung moaket.

In de 60er Johre hebbt wi de Grötte van denn Laden verdubbelt. 1975 stöv mien Vader un dor hebb ik den Laden övernoamen un tau some mit miene Moder wiederführt. Vandage hebbt wie hauptsächlich Lebensmittel und Getränke, Isenwaren fast gor kiene mehr un uk dat Verhollen heff sik uk heller ännert. Freuer gööv dat fief, sess Läden in Vreeis. Aver nu hebbt de lüttken Läden tau masse Konkurrenz van de grooten Supermärkte un Discounter. De hebbt masse mehr an Sortiment as wi hebbt, dat köönt wi gor nich anbaiern. De lüttken Läden starvet ut un dann hett dat irgendwann: För jedet Pund Zucker mööt wi in't Auto stiegen. Was ja in de lesde Tied moaket weerd is, dat mit öffentliche Mittel Dörpsläden eröffnet werd. Ik finde, dat höört uk dortau. Wat is een Dörp ohne Laden, Schaule of Karke? Dat is för mi kien richtiget Dörp. Gerade wenn du öller büst, brukst du Geschäfte vor Ort. Un dat is uk wichtig,

dat dat Plätze güff to'n Schnacken. Aver dat is vandage uk anners worn. De Lüe hebbt dat drocke und nähmt sik kiene Tied mehr, sik käägensietig wat to vertellen.

De Lüe kömen freuer uk bi us vörbi, weil wi as eeine van de eesten Hüser Fernsehen harrn. Einmal weit ik noch, da kööm ik ut de Schaule un aalet stünd full van Röer un Autos vöör use Huus. Dor seeten dann 20, 30 Lüe mit in uuse Köke up aale verfügbaren Steuhle un bekäkeden sik de Karnevalsumzüge ut Düsseldorf un Köln. Oder uk, wenn Fautball-WM was. Wi harrn uk frauh Telefon, dann güng abends um teihn Uhr noch dat Telefon: „Köön ih usen Naber Bescheid seggen...?“ of „Use Koh will kalben, köönt ih eben denn Tierarzt anropen“ un so wieter. Masse Läden harrn uk ne „stille Kneipe“. Foaken seeten aobends Lüe in use Köke, uk Kumpels van mienen Vader, de drünken een poor Beier und vertellden sik wat un späalden Kortten. Dor was ständig Bewegung un Lääwen. Dat ist dat, wat ik so gerne mag.



Un miene Selbstständigkeit. 40-Stunden-Woche of tweei Weeken Urlaub, dat kenn ik nich. Aber so lange ich noch kann, so lange dau ik dat uk.

„Dat is miene Karke“

Der Eleonorenwald in Vrees ist Hermann Wilkens Lieblingsort. Er ist häufig sowohl in seinem Jagdrevier zwischen Vrees und Bockholte als auch im Eleonorenwald unterwegs.



© Vincent Croce

„Ick bün all as Kind gerne in de Natur ween. Swømmen of Angeln in de Marka of spazieren goahn inne Döise. Aver am leivsten was ick immer in'n Wald. Dat is vandage uck noch so. Ick feuer gern Räd dör denn Eleonorenwald in Vreis of goah spazieren of kiek na Wild. Ick hav jeden Dag mit Lüe to daun, wecke mi masse vertellt. Dat höört dortauu, dat moak ick gerne. Aver in'n Wald hav ick Stille. Dor kann ick allenich ween un moal mienen Gedanken tolustern. Dat is miene Karke. Wenn ick dann weer tohuuse bün, hav ick neeie Energie för miene Arbeit.“

Maria Luker, Jahrgang 1925

Qualm in't Hus

As wi eines Sünndages inne Karke sääten, sää use Naberske: „Wat rük dat ja hier na Rok“. „Jo“, sää ik, „ik rük dat uk“. Mien Mann Hinnerk de ha all `n bäten üm sik taukäken, hei rök dat uk. „Bi Luker dor brennt it!“, heet dat dann. De Rok köm dör aale Fenster un Luken, dei Rook wör so dick, dor kööns du nich dörkieken. Et was ne heile Upregung. Miene Schwägerin Luzi lööp ut de Dörn, sei kun ut de Ogen nich kieken van denn Qualm, de Trönen löpen ehr över dat Gesicht. Hinnerk güng mit ehr. Hei nöhm sik nen langen Bössen, ruskede dör den Schornstein un dei Piepe was wehr open. Eine Stunde löter kööm de Rok weder boaben bi de Piepe ut. Dat göv dann för de nächsten Dage masse Arbeit. Dat Hus was van denn Rook schwatt un verneilt. Luzi hööl nen Ömmer full mit Kalk un dor köm dann Water drup, un mit nen dicken Quast füng sei an to Wittken. In dei Koamer ha sei sik dann mit Blauwitt schöne Bläumkes an de Wände moaket. Dat wörn gor kiene richtigen Bläumkes, mehr so Tupfen, aver dat hav grooten Indruck bi mi moaket, weil dat so schön lööt. Tapeten göv dat ja nur inne beste Stove, de annderen Koamern wörn mit Kalk wittket un dann mit Blauwitt verziert.

För de Köke güv dat extra finen Sand, dei köm inne Spritztüte un dann rieselte dat ut een ganz finet Lock dor ut. So rieselde sei Ranken, Schnörkel oder Blaumen üm dei groten Eikenschränke. De fiene witte Sand up denn rohen, groven Zementboden, dat was wunnerbor. Un wenn dann Sönndages Beseuk köm, dann was Luzi ganz stolz up ehr Kunstwerk. Un dat was et uk, dat was wat Besünneres und de Lüe güngen dor ganz vörsichtig ümtau, dormit dat möglichst lange erhollen bliff.



Berichte aus Papenburg:

Adele Husmann. Jahrgang 1937

Seggewiesen ut Papenburg un umtau

1. Hol de Pupet immer open, dann brukste nich no`n Dokter lopen.
2. Kop kolt, Feuten warm, makt ale Dokters arm.
3. Rit up Perd un söch de no.
4. Is kien Frau soo rik, of se is mit`n Kaudeier glik.
5. Dei knip dei Kate in`t düstern.
6. Löp net as dei Kate üm den heiten Brei.
7. Lopt no de Mon un plük die Sterns.
8. Ik bin nich unner die Göse utbröt.
9. Schick di in die Welt, of scher di drut.
10. Dat is Ortchen van Vortchen.
11. Schmert hüm den Hünig üm die Mund un lik uk wär drof.

Aftellriem

Husere, musere Katken, war wullt du no tau?
No Grotmauders Hus.
Watt wullt du dor dann?
Dor Schlachtet sei`n Schwin, dor drinket sei
Wien, dor wul ik wal ger mol mit bi sien.

Kinnerlied ut miene Kinnertied

Sinner-Klaas up`t witte Peerd.
Steit vör Backers Döör un reert.
Backer do mi de Düre open.
Ik will Sünnerklaasgood kopen,
För de lieve Kinnerkes.
De so frau in`t Berre gohn
Un so frau weer uppestohn.
Sinner-Klaas, du goude Bloot,
geev mi`n Stücksken Zuckergoot.
Nich tau vööl un nich tau minn,
smiet mi`t man in`t Schöstein in.
Mi`n langen Band daran,
dat ik`t ok bereken kann.



Diese Aktion „Geschichten aus dem Emsland – Ick hav wat to vertellen“ wurde gemeinsam von der Emsländischen Landschaft e.V. durch Linda Wilken als Plattdeutsch-Beauftragte und vom Landkreis Emsland durch Walter Pengemann als Demografiebeauftragter initiiert.

In einem Folgeprojekt sollen Moderatorinnen und Moderatoren für Erzählgruppen qualifiziert werden. Interessierte können sich gerne bei den Ansprechpartnern melden.

Die verschiedenen Texte wurden durch Christiane Adam, Journalistin aus Lingen (Ems), und Erich Huesmann, Lehrer aus Handrup, zusammen getragen. Dafür sei an dieser Stelle beiden „Autoren“ für ihre tatkräftige Unterstützung ein besonderer Dank ausgesprochen.

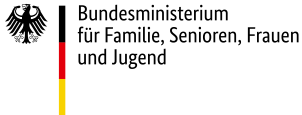
Impressum:

Herausgeber:



Landkreis Emsland, Ordeniederung 1, 49716 Meppen,
Tel. 05931 44-0, info@emsland.de

Gefördert vom:



Projektpartner:



Unterstützt durch:



Kooperationspartner:



Emsländische Landschaft e.V.
Schloss Clemenswerth, 49751 Sögel

Die Fotorechte für diese Broschüre liegen beim Landkreis Emsland



Landkreis Emsland

Ordeniederung 1 • 49716 Meppen
www.emsland.de • info@emsland.de